

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798

1933/3

BIBLIOTHEK
DER
UNTER-
HALTUNG
UND DES
WISSENS

57.
JAHRGANG
1933
BAND 3

BIBLIOTHEK der
*Unterhaltung und des
Wissens*

Ausgabe ohne Abonnentenversicherung!

Aus
der **BÜCHEREI** von



Von der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von RM. 1.40 (und frei ins Haus die übliche Zustellungsgebühr). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich. Anzeigenpreise: $\frac{1}{2}$ Seite RM. 240.—, Seitenteile entsprechend; bei Wiederholungen Rabatt nach Tarif. Anzeigengeschäftsstelle Berlin SW 19, Krausenstraße 35/36

Claus Störtebeker

der berühmte Seeräuberroman

von Georg Engel

jetzt in billiger Gedächtnisausgabe

in Leinen nur RM. **3.75**

Des Dichters volkstümlichstes Werk zu volkstümlichem Preis!

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

BIBLIOTHEK
DER UNTERHALTUNG UND
DES WISSENS

BAND III
JAHRGANG 1933

*Minnen
Lichten
Gammal
Klein
rauh
außen
Paul
Mammal
1935*



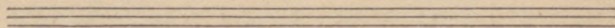
UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART / BERLIN / LEIPZIG / WIEN

*Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten sowie mit vielen Illustrationen*

013798



5



I N H A L T

Wenn der alte Mensch zerstäubt — . <i>Novelle von Toni Roth-</i> <i>mund</i>	5
Albions Kinder . <i>Mit 4 Abbildungen</i>	34
Die Klausel . <i>Gedicht von Willibald Krain</i>	38
Die Klausel . <i>Bild</i>	39
Erlebnisse mit Tieren . <i>Von Afrikaforscher Hans Schomburgk</i> <i>Mit 8 Aufnahmen von Paul Lieberenz</i>	40
Singende Ornamente . <i>Von Dr. Alfred Gradenwitz</i> . <i>Mit</i> <i>10 Illustrationen</i>	53
Jim und Plim, zwei neue Filmgrößen . <i>Bild</i>	59
Warum entfernen Sie nicht das Spinnweb in der Ecke? <i>Bild</i>	60
Auch ein „Schwarz“hörer . <i>Bild</i>	61
Einst und Jetzt . <i>2 Bilder</i>	62
Helge Nedderkopps Ehe . <i>Roman von Luise Westkirch (Fort-</i> <i>setzung)</i>	63
Der einzige noch lohnende Beruf . <i>Bild</i>	93
Frauen unserer Zeit . <i>2 Bilder</i>	94 u. 95
Rund um den Zigeuner . <i>Von Friedrich Ege</i>	96
Zigeuner . <i>Bild</i>	97
Gustav Adolf beim Gebet vor der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632, in der der Schwedenkönig fiel <i>Doppelbild</i>	104 u. 105
Was gibt's Neues?	106
Der Gast . <i>Novelle von Adele Jellinek</i> . <i>Illustriert von Hans Bohn</i>	107
Für stille Stunden	112
Spitzbuben in Marokko . <i>Von J. Axelrod</i> . <i>Mit 3 Aufnahmen</i> <i>von Flandrin</i>	114
Paradies am Meeresstrand . <i>Bild</i>	122
Evas erste Naturforschung . <i>Bild</i>	123
Chinesische Elegie . <i>Gedicht von Paul Friedrich</i>	124
Der Dämon von Genua . <i>Novelle von Stephan Georgi</i> . <i>Mit</i> <i>3 Abbildungen</i>	125

Witz . Scherz . Humor	141
Trachten, wie sie wurden und wie sie sterben . <i>Von Herbert</i> <i>Stifter . Mit 6 Abbildungen</i>	145
Tanzlied	157
Flucht aus dem Zweierlei . <i>Erzählung von Geert Bloem</i>	158
In der Lagunenstadt . <i>Bild</i>	161
Gondeln auf dem Canale Grande in Venedig . <i>Bild</i>	165
Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus . <i>Von Her-</i> <i>mann Raillard . Mit 2 Abbildungen</i>	167
Wie Fritzchen sich einen „Urwald“ vorstellt . <i>Bild</i>	175
Eine kleine Meinungsverschiedenheit . <i>Bild</i>	176
Ich segle mit chinesischen Piraten . <i>Von Aleko Lilius</i>	177
Im Hotel . <i>Zeichnungen von St. Szigetby</i>	183
Schmuckbilder 8/9, 13, 31, 92, 113, 140, 141, 143, 179, 180, 181, 185, 187, 188	
Unsere neue Preisaufgabe	187
Zum Sinnen und Raten	190

BUNTE GESCHICHTEN

Der Grund . Eine seltsame Laune der Natur	181
Der Todesgürtel im Stillen Ozean . Verpuffte Wirkung . Der Vulkan als Kaffeerösterei	182
Optimist und Pessimist . Chinas größter Rundfunksender . Der größere Schmerz	184
Geschäftsverbindung 1932 . Dienst am Kunden	185
Rieseneidechsen . Der Kellner . Die lebende Obstschüssel . Das Geschenk	186

KUNSTBLATT

Bin ich nicht schön?

Nach einer Aufnahme von Z. Kluger-Scherapov

Wenn der alte Mensch zerstäubt—

Novelle von Toni Rothmund

Motto: Lange hab' ich mich gesträubt,
endlich gab ich nach —
wenn der alte Mensch zerstäubt,
wird der neue wach! Heinroth

Niemand soll sich vermessen zu sagen, daß er sich selbst bis ins letzte kenne und in allen Lebenslagen für sich und seine Handlungsweise einstehen könne. Es möchte ihm sonst ergehen, wie es Hanna zur Mühlen erging, die so sicher durch das Leben schritt, bis sie in sich selbst hineinstürzte wie in einen Schacht ohne Boden.

Die zur Mühlen waren eines der reichsten und angesehensten Patriziergeschlechter der alten Stadt Basel. Sie besaßen ein Haus in der Albanvorstadt und einen Landsitz in Niesen. Ihre Ahnen lagen im Kreuzgang des Münsters begraben, ihre Namen waren in den Chroniken der Stadt ehrend genannt. Sie saßen im engeren Rat, und sie leiteten die Geschicke des Kantons. Sie heirateten Frauen aus alten, begüterten Geschlechtern, die durch eingebrachtes Heiratsgut den Reichtum der Familie immer noch vergrößerten. Sie hatten das ewige Gesicht des Bürgers, so wie es uns auf alten Münzen begegnet und auf den Bildern der Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, vollblütig, satt, kraftbewußt und gerecht. Dabei waren sie durchaus nicht engherzig. Die Lage der Stadt am Rheinknie, gleichsam das Tor der Schweiz, brachte einen großartigen Zug in ihr Gefüge, und diese Großartigkeit teilte sich auch ihren Bürgern mit. Sie lag auch als bestimmender Grundzug im Charakter der Hanna zur Mühlen, sonst hätte sie niemals das erfahren können, was ihre Mitbürger ihren tiefsten Sturz nannten, sie selbst aber als ihre größte Erhöhung und Befreiung empfand.

Als jene Ereignisse eintraten, die dieses Leben aus dem sicheren Hafen bürgerlicher Geborgenheit in den Strudel des Geschehens rissen, war Hanna zur Mühlen eine Frau, die mit sich selbst schon abgeschlossen hatte. Einem der vornehmsten Häuser der Basler Aristokratie entstammend, war sie als sehr junges Kind an Christian zur Mühlen verheiratet worden, war in den schönen „Mühlenhof“ in St. Alban gezogen, hatte ihrem Gatten zwei Kinder geboren und war schon im Alter von dreißig Jahren verwitwet. Sie hatte in einer Durchschnittsese gelebt, ohne große Erschütterungen, aber auch ohne höchste Gipfel irdischer Glückseligkeit. Diese zu erfahren, so dachte sie, sei nicht jedem Menschenkind beschieden. Die allermeisten freiten und wurden gefreit, gaben Kindern das Leben — und sanken wieder in den Urschoß zurück, wenn ihre Zeit erfüllet war. Inzwischen kam es darauf an, seine Pflicht zu tun, solange man lebte, und das übrige dem lieben Gott zu überlassen. Nach diesen Grundsätzen lebte sie, erzog sie ihre Kinder, leitete das Hauswesen und verwaltete mit Klugheit und Geschick ihr großes Vermögen. Den Anforderungen ihrer Stellung entzog sie sich nicht. Sie hatte die freiwillige Armenpflege unter sich, sie mußte Wohltätigkeitsbasare und Feste eröffnen, sie hatte bei Feierlichkeiten und Empfängen anwesend zu sein und sich neben den ersten Familien der Stadt, den Sarasin, den Merian, den Burkhardt und andern, zu zeigen.

Sie war in ihre Selbständigkeit so hineingewachsen, daß sie sich zu einer neuen Heirat nicht entschließen konnte, obgleich es ihr an Bewerbern nicht fehlte. Sie war von der Wichtigkeit ihrer Person und ihrer privaten und öffentlichen Wirksamkeit tief durchdrungen. Problemen wich sie aus, Sonderwege vermied sie. Was ihre Religion betraf, so war sie von einer etwas nüchternen Frömmigkeit. Da es ihr gut ging, nahm sie an, daß der liebe Gott mit ihr zufrieden sei, wie sie es ihrerseits auch mit ihm war.

Ein solches Leben erhält jung. Hanna zur Mühlen war mit achtunddreißig Jahren noch eine schöne Frau. Ihr ruhevolleres Gesicht war groß geschnitten und wies keine Spuren der Zeit

auf. Kein weißer Faden spann sich in ihr braunes Haar, und ihre Augen hatten den unbeirrbaren Blick einfacher, in sich gefestigter Persönlichkeiten. Ihre Gestalt war von königlichem Wuchs, und wie alle Baslerinnen legte sie außerordentlich großen Wert auf eine tadellose Kleidung. Nicht gerade, weil sie gefallen wollte, sie folgte vielmehr einem angeborenen Trieb zur Schönheit, und dies schien der einzige Fehler an dieser gerechten und guten Frau zu sein: sie war der Schönheit ergeben bis zur Maß- und Wehrlosigkeit. Sie litt unter Häßlichem wie unter körperlichen Schmerzen, und sie hatte sogar im geheimen volles Verständnis für Nero, der Rom anzünden ließ, weil er die verkommenen, alten Häuser nicht mehr sehen mochte.

Hier lag ein Widerspruch in ihrer Natur, es war etwas Unbürgerliches, etwas Erschreckendes und Fremdes in ihr. Es bezirrte sie manchmal in ihrem sonst so nüchternen, klaren Urtheil über Menschen und Dinge, und es machte sie, wenn sie ihren Irrtum eingesehen hatte, zornig über sich selbst, so daß sie dann gerade gegen das wütete, was sie aus ihrer selbstsicheren Ruhe gerissen hatte. Denn dies schien ihr das erste Gebot des Bürgers, sich selbst zu beherrschen und sich nicht Gewalten zu überlassen, die man nicht übersehen konnte.

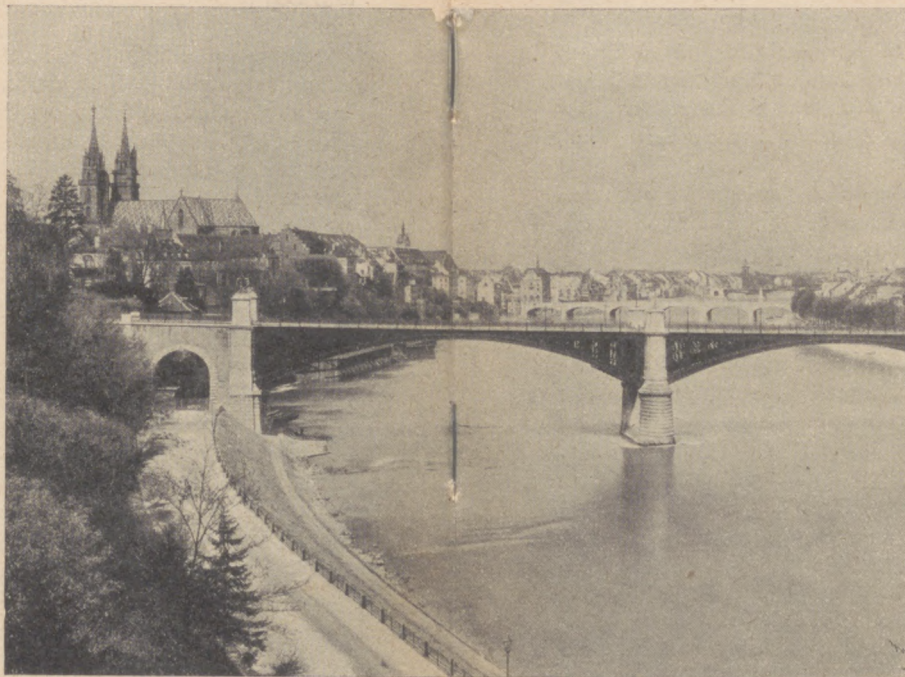
Alles in allem machte diese Hanna zur Mühlen den Eindruck einer etwas kühlen, sehr sicheren und unbeirrbaren Frau, von der niemand annehmen konnte, daß etwas Dunkles und Ungeordnetes in ihr verborgen liege.

Anders waren ihre Kinder geartet, die neunzehnjährige Ruth und der siebzehnjährige Arnold. Sie hatten nicht die glückliche Einheitlichkeit einer älteren Generation. Sie wurden hin und her gerissen zwischen ererbten Familienvorurtheilen und modernen Zeitströmungen, die trotz sorgfältiger Grenzsperrung aus dem großen fiebernden Deutschen Reich zu ihnen herüberdrangen. Außerlich ließen sie sich nichts anmerken, sie waren zwei große, zur Mühlensche Elefantenkälber, echte Basler Geschlechterkinder, hochmütig und verschlossen. Für Arnold war auch die Gefahr nicht groß. Er hatte ein zu starkes Sippenbewußtsein, als daß

er je ernstlich ausgebrochen wäre. Er würde aller Voraussicht nach immer den äußeren Schein wahren, ohne sich doch irgend einen Genuß zu versagen.

In Ruths Leben aber waren schon Konflikte eingebrochen, glimmende Funken, die Hanna mit energischer Hand unterdrückt hatte. Ruth hatte das Gymnasium besucht, denn Hanna hielt nicht viel von der oberflächlichen Mädchenerziehung, die sie selbst genossen hatte. Nachdem Ruth ihr Abitur mit Auszeichnung bestanden, wollte sie zur allgemeinen Familien-erüstung Medizin studieren. Zum Glück hatte sich gleichzeitig einer der reichsten Fabrikantensöhne um sie beworben, und eine schnelle Verlobung hatte allen weiteren „Pöffen“ ein Ende gemacht. Die Hochzeit sollte schon bald sein. Hanna beschäftigte sich Tag und Nacht mit den Gedanken an die Aussteuer. Sie ließ alle Wäsche im Hause arbeiten und sticken. Der „Trousseau“ der Braut sollte nach alter Sitte ausgestellt werden, Hannas Ehrgeiz wollte etwas Außerordentliches leisten. Ruth schien ihre Überspanntheiten vergessen zu haben und war mit ihrem Alex so vergnügt, wie man es nur verlangen konnte.

Blick auf Basel, den
Schauplatz unserer Erzählung.



An einem sonnenhellen Märzorgen saß Hanna zur Mühlen in ihrem Erker, zwischen blühenden Hyazinthen und Tulpen, und drehte eine Lochstickerei in ihren Händen. Dabei spann sie sich in freundliche Zukunftsbilder ein. Hochzeit, Laufe, Geburtstage der Enkel, Familienfeste — alles abgegrenzt, bürgerlich, festumbegut. Aus diesen angenehmen Träumen schreckte sie der Ton der Hausglocke auf.

Gleich darauf erschien das Maieli, die alte Dienerin des Hauses, die mit den Jahren alle Familieneigenschaften der zur Mühlen in sich eingefogen und zu Lastern ausgebildet hatte. Sie war dünnhaft, geldstolz und über die Maßen herrsch-

süchtig und eigenmächtig. Das Maieli meldete mit einem verächtlichen Lippenrumpfen, es sei ein „dütscher Boyageur“ da und heische ein Almosen. Hanna griff in ein Kästchen und entnahm ihm ein Geldstück. Sie blickte erstaunt auf, als das Maieli noch einmal hereintrat und spöttisch lächelnd sagte, der Bettler lasse danken. Da er aber nicht gern ein Almosen annehme ohne eine Gegenleistung, so lasse er fragen, ob er der gnädigen Frau vielleicht etwas vorspielen dürfe.

Nach einer Aufnahme
von Wehrli AG., Kilsberg-Zürich.

Das war ein ungewöhnliches Verlangen, und Hanna wollte schon ablehnen, als sie einer ihr selbst unverständlichen Regung nachgab und gewährend sagte: „Meinetwegen. Wenn er saubere Hände hat.“ Eine Minute darauf stand der Fremde bei ihr im Zimmer in Wanderluft, etwas staubig und windverweht und ein wenig verwildert, wie diese wandernden Deutschen oft waren. Das Maieli machte mit einem mißbilligenden Blick die Tür hinter ihm zu. Das verdroß Hanna. Sie rief die Jungfer zurück und sagte ruhig: „Sorge, daß niemand kommt und stört.“ Und zum Überfluß schloß sie noch hinter ihr die Tür ab, um der Anmaßenden begreiflich zu machen, daß ihre Meinung über diesen Fall ganz belanglos sei. Da zog sich das Maieli gekränkt in das Nähzimmer zurück.

Hannas erster Blick galt übrigens den Händen ihres Gastes, sie waren sauber, man konnte es wagen, ihn auf dem Flügel spielen zu lassen. Dann erst betrachtete sie sein Gesicht. „Verhungert —“ war ihr erster Gedanke. Ihr zweiter: „Nein, eher — zerlitten —“

„Sie sind Musiker?“ fragte sie. Er verneigte sich mit tabellosem Anstand, der auf gute Erziehung schließen ließ. Wer weiß, wie er so heruntergekommen war!

Er berichtete, daß er mehrere Instrumente beherrsche und zuletzt an einem Kurorchester in Interlaken gespielt habe. Dann sei plötzlich allen Ausländern gekündigt worden. Eine Zeitlang habe er sich noch so durchgeschlagen, dann sei er erkrankt, und dies habe seine letzten Mittel aufgezehrt, so daß er seine Geige habe verkaufen müssen, um seine Schulden zu bezahlen. Nun wolle er nach Deutschland zurück, dort hoffe er Hilfe zu finden. „Hilfe bei den Hilflosen“, dachte Hanna mit einem flüchtigen Mitleid. Dabei schritt sie zum Flügel und öffnete ihn. Dann setzte sie sich wieder in ihren Erker und nahm ihre Stickerei zur Hand.

Als sie aber über das Linnen weg zu dem Spieler hinübersah, fühlte sie sich in seltsamer Weise gefesselt, so daß sie die Hände sinken ließ und die Augen nicht mehr von ihm wenden konnte.

Von dem Augenblick an nämlich, wo dieser Mensch die Hände auf die Tasten gelegt hatte, schien er völlig verändert zu sein. Der Ausdruck des Kummers und der Niedergeschlagenheit auf seinem gramvollen Gesicht wandelte sich, es war nicht mehr das persönliche Elend eines armen Teufels darauf geprägt. Es war die Trauer eines großen, unglücklichen Volkes, die sein Gesicht adelte. Und jetzt sah sie auch, daß dieser blasse Kopf von einer tragischen Schönheit war, trotzdem die Augen tief in die Höhlen gesunken waren und unter den Wangenknochen, um den Mund die Schatten von Not und Entbehrung lagen. Aber die Stirn unter der dunkeln Haarwelle war hoch und klar und geistgezeichnet —

Bald aber nahm sein Spiel die horchende Frau so gefangen, daß sie seiner ganz vergaß.

Ihre Gedanken glitten in fernste Zeiten zurück. Unerpöblich stand die Stunde vor ihr auf, in der sie zum erstenmal Musik erlebt hatte.

Sie war sehr jung gewesen, kaum dreizehn Jahre, und sie stand an eine Säule gedrückt im Münster, das voll von Menschen war. Orgelstuten stürzten auf sie hernieder, schlugen über ihr zusammen, rissen sie mit fort. Chöre brachen über sie herein, Menschen und Götter litten.

Tief, jenseitig und einsam klang die Stimme des Herrn durch den Raum —

Es war das erste Mal, daß sie ein so mächtiges Chorwerk hörte, und es erschütterte sie gewaltig. Sie war ein frommes Kind gewesen. Die ganz Jungen und die ganz Alten sind fromm. Vielleicht muß man dreizehn Jahre alt sein, um die Menschheitstragödie des Christ mit zu leiden. Man muß mit ihm durch die Wüste gegangen sein und über endlose, müde Straßen in Staub und Sonnenbrand. Man muß mit ihm an den kühlen Abenden auf dem Boot über seine Seen geglitten sein, die er liebte. Man muß wie Magdalene zu seinen Füßen gesessen und Balsam über sie gegossen haben. Man muß mit den Getreuen mit ihm in die Einsamkeit geflüchtet sein — um ihn so zu lieben, wie es die Kinder und die Greise tun —

Das kleine Geschöpf an der Säule sah nicht den aufgestellten Chor, nicht die Solisten in schwarzen Fräcken und Gesellschaftskleidern, nicht die auf und ab fliegenden Geigenbogen, nicht die aufgeblasenen Backen der Bläser. Körperlos füllte das Übergewaltige das gotische Münster.

Sie war viel zu klein, viel zu wehrlos, um dem ganzen Sturm Bachscher Musik standzuhalten. Sie hatte nur Kraft bis zur Verleugnung des Petrus. Das ging ihr mitten durch das Herz. Daß Petrus, der dem Herrn nie die Treue brechen wollte, ihn verleugnete und sagte: „Ich kenne den Menschen nicht“ — Und alsbald krächte der Hahn. Da gedachte Petrus der Worte des Herrn: „Ehe der Hahn kräht, wirfst du mich dreimal verleugnet haben“ — Und ging hinaus und weinte bitterlich —

Warum mußte sie nur an alles dies denken, warum stand das so lebendig ihr vor Augen?

Ach — nun wußte sie es. Der Mann am Flügel spielte Bach. Sie kannte auch die Worte zu seinem Spiel, sie waren auf einmal in ihr lebendig:

„Erbarme dich, mein Gott,
um meiner Zähren willen,
schau hier, Herz und Auge
weinet vor dir bitterlich —“

Hanna entsann sich, daß sie damals fliehend das Münster verlassen hatte. Sie erinnerte sich, daß sie wie blind und taub durch die Straßen, über die große Brücke hinunter an den Rhein gelaufen war, immer weiter hinaus, bis dorthin, wo er sich der Stadt entringt und seine Ufer sich wieder begrünt. Sie wußte noch, daß das Brausen und Rauschen des Stromes die Melodie in sich aufgenommen hatte:

„Erbarme dich, mein Gott —“

Und zuletzt hatte sie sich in das Gras geworfen und Unnennbares empfunden, Himmel und Erde, alles Leid und alles Glück der Welt hatte sie plötzlich begriffen, es war eine Wonne ohne gleichen — aber ein Schmerz war dabei, der zu groß für sie war — sie war in Tränen ausgebrochen.



Im Banne der Musik / Nach einer Aufnahme von H. Hoffmann.

Seitdem waren ihre Augen längst getrocknet. Und wenn sie seither geweint hatte, so war es über ihre persönlichen Kümmernisse gewesen. Über das Leid des Menschensohnes, über den Gram Petri, über den Jammer der Welt hatte sie keine Tränen mehr vergossen. Man gewöhnt sich an dies alles. Man hört die Passionsgeschichte an jedem Osterfest von allen Kanzeln. Man sieht die Bilder davon in jeder Galerie.

Man gewöhnt sich überhaupt an alles Schreckliche, wenn man nicht unmittelbar selbst davon betroffen wird. Man sucht natürlich, soviel man kann, der Not zu steuern — das ist Christenspflicht. Hanna hatte das auch getan. Immer, soweit es in ihren Kräften stand.

Aber der Trost, den sie ihrem Gewissen spendete, wollte heute nicht fruchten. Sie schaute wieder zu dem Künstler hinüber.

Wenn der alte Mensch zerstäubt —

Der hatte sich nicht an das Leid gewöhnt, war ihm nicht davon-
gelaufen. Er trug es in sich, es war ein Teil von ihm — man
hörte es aus seinem Spiel.

Er spielte die deutsche Passion, die, wenige Kilometer von
hier, schon ihren Anfang nahm.

Es war sehr traurig, sehr erbarmungswürdig. Aber was
können wir tun? Sie hatten es über sich heraufbeschworen, dies
Unglück. Und wir sind neutral gewesen. —

Aber wenn du in deinem schönen Wagen in das Nachbar-
land fuhrst, durch die hinsiechenden Dörfer, die sterbenden
Städtchen, wenn du in das erwürgte Wiesental hineinfuhrst,
die stillstehenden Webereien, die toten Schlothe sahst, wenn du
die unterernährten Kinder erblicktest und die hohlwangigen
Frauen, die Gruppen von Arbeitslosen, den verzweifelten Leicht-
sinn einer Jugend, die ohne Hoffnung aufwächst, wie stand es
da mit deinem Gewissen, Hanna zur Mühlen?

Und entsinnst du dich noch, wie die verlachten Soldaten der
Heilsarmee in den Häusern und auf den Straßen, in den Wirt-
schaften und auf den Plätzen sangen und bettelten für die
deutsche Not?

„O Haupt voll Blut und Wunden,
voll Schmerz und voller Hohn —“

spielte der am Flügel. Er sah mit seinen entrückten Augen über
sie weg, als sähe er sie nicht. — Sein gemartertes Antlitz spiegelte
die Not seines Volkes wider. Es lebte in ihm die große Seele,
die in Johann Sebastian Bach gelebt hatte, die auch in ihr,
der dreizehnjährigen Hanna, die Augen aufgeschlagen hatte,
als sie zitternd an der Säule im Münster gelehnt und als sie
neben dem Strom im Gras gelegen und geweint hatte.

Eine gewaltige Fuge erbrauste unter den Händen des Meisters.
Stieg in Bogen auf, die sich mit Bogen vermählten, höher,
immer höher, bis zur seligen Auflösung hoch in der gotischen
Wölbung eines Domes —

Hanna ließ sich von den Klängen überfluten und tragen.
Wie hatte es nur geschehen können, daß aus dem Schmerz-

geweihten, glückberauschten Seelchen von damals die gefasste, zufriedene Frau geworden war, vor der man sich neigte auf Straßen und Plätzen, vor der man aufstand in den Versammlungen?

Sie war vermählt worden, ohne viel gefragt zu werden. Sie hatte sich nicht einmal gewehrt, wie Ruth sich doch gewehrt hatte. Man hatte ihr gesagt, die große Liebe komme bloß in den Romanen vor, in Wirklichkeit nicht. Und ihr sei es bestimmt, eine Basler Patriziersfrau zu werden und nicht eine Heideprinzessin. Eine ähnliche Rede hatte sie dann ihrer Tochter Ruth gehalten, als sie die Werbung ihres jetzigen Verlobten ausschlagen und Medizin studieren wollte.

Und dann war ihr geschehen, wie es auch Ruth geschehen würde. Wie es sich eben für ein Basler Herrenkind gehört. Hochzeit, Geburt, Tod. Und das Leben floß so hin —

Und nun war das Leben schon fast vorüber, und Hanna zur Mühlen hatte auf einmal das Gefühl, eigentlich nur eine einzige Stunde eine Ahnung davon gehabt zu haben, wie es hätte sein können —

Der Mann am Flügel spielte die Schlußfuge:

„Wir setzen uns mit Tränen nieder —“

Da endlich brach auch aus Hannas Augen der Tränenstrom. Da fühlte sie sich noch einmal erhoben wie einst in einer heiligen Stunde, da floß noch einmal ihr eigenes Leid in den breiten Strom, der durch die Welt geht —

Als der Künstler sie weinen sah, nahm er seinen Blick aus Unendlichkeiten zurück, erhob sich und trat zu ihr hin.

„Verzeihen Sie mir. Ich habe mich vergessen. Der herrliche Flügel riß mich hin. Die Stille — und daß Sie — mitflogen — Ich danke Ihnen, daß ich spielen durfte.“

Hanna stand auf. „Wer sind Sie? Wer hat Ihnen die Macht gegeben, Begrabenes zu wecken?“

Er antwortete mit einem schmerzvollen Lächeln: „Ich bin nur einer, der vor den Türen bettelt.“

„Ein großer Meister sind Sie —“

„Und ein armer Mensch!“

Sie standen sich gegenüber. Sie waren sich auf der Höhe begegnet, der Wanderer und die Verirrte. Von sehr verschiedenen Seiten waren sie heraufgestiegen, keiner kannte des andern Schicksalsweg. Nun hielten sie sich bei den Händen, als seien sie sich lange wohlvertraut.

Hanna fragte den Menschen auch nicht nach Namen und Heimat. Namen und Heimat gehörten der Erde an. Sie sprach zu ihm von der Stunde im Münster, von dem Liegen am Strom. Sie sprach mit stürzenden Worten. Sie gebrauchte Ausdrücke und Wendungen wie nie zuvor. Sie redete eine fremde Sprache — es war wie eine Entflammtheit über sie gekommen.

„Es war die Geburt der Seele“, sagte der Fremde. „Geburt schmerzt wie Tod. Nicht viele Menschen erleben sie so bewußt. Das wird nur Auserwählten zuteil.“

„Ich eine Auserwählte? Ich, die ich im Alltag untergegangen bin? Ich, die ich eine solche Stunde vergessen konnte?“

„Wer einmal eine solche Stunde lebte, ist gezeichnet. Auch wenn er ihre Bedeutung nicht erfaßt und davon geblendet ist, so daß er über sich verfügen läßt wie im Traum, ohne sich zu wehren.“

„Ja, ohne mich zu wehren, das ist wahr. Ich bin Frau und Mutter geworden wie im Traum — ohne inneres Muß, einfach weil es ja doch einmal sein sollte. Mein ganzes Leben war lauwarm, war unwichtig —“

„Weil es nicht Ihr Leben war. Ihnen war bestimmt, höchstes Glück und tiefstes Leid zu erfahren.“

„Ich habe es mir verscherzt. Es ist kein Wunder, wenn meine Kinder glauben, ich hätte kein Herz. Ich habe zwar sehr gerecht gelebt. Aber vor mir selbst bin ich schuldig geworden.“

Der Namenlose sagte: „Nur die wache Seele kann schuldig werden. Was sie schlafwandelnd tut, wird ihr nicht angerechnet.“

Sie lächelte ein wenig verzagt. „Ist das ein Freispruch?“

„Für das, was war.“

„Aber für das, was kommt?“

„Wer lebt und erkennt, ist verantwortlich für sein Tun.“

„Aber wie soll ich wissen, was recht und was falsch ist? Ich brauche eine Hand, die mich führt. Ich fürchte mich. Ich kann noch nicht allein gehen.“

„Wer bewußt lebt, der lebt nicht allein.“

Sehr leise sagte sie: „Gehen Sie noch nicht. Bleiben Sie noch. Mir ist, als könnten Sie mir helfen. Ich muß noch einmal von vorn anfangen. Ich will noch einmal an der Säule im Münster stehen, und Sie sollen für mich spielen.“

„Für Sie?“

Sie standen Auge in Auge. Aber dann schüttelte er den Kopf. „Führen Sie mich nicht in Versuchung! Noch einmal an einer großen Orgel sitzen, noch einmal das königliche Instrument meistern — es wäre zu schön — aber es kann nicht sein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich jetzt weiß, daß ich die alte Macht noch habe — Ich hatte gemeint, ich hätte sie verloren. Es ist ja nicht so, wie man denkt, wenn man anfängt. Man kann nicht immer der Kunst dienen, wie man wohl möchte. Man muß leben. Man muß sich kleiden. Man spielt für Geld, wo man welches kriegen kann. Es ist eine schlimme Sache. Es ist auch nicht viel anders, als was Sie taten, als Sie sich an den reichen Herrn zur Mühle verheirateten ließen. Als ich das einsah, war mir das Leben auch nicht mehr viel wert. Ich wollte Schluß machen, wie man bei uns in Deutschland tut, wenn man keinen Ausweg mehr sieht. Da sah ich Sie am Fenster sitzen, von Sonne umgeben, ein schönes, steinernes Bild. Und ich dachte, geh hinein und spiele vor ihr. Sieh zu, ob du noch die Herzen bewegen kannst mit deinem Spiel.“

„Sie haben mich erschüttert. Sie haben mich aufgerüttelt.“

Seine Augen flammten in die ihren hinein.

„Ich weiß es. Und darum muß ich gehen. Es ist mir eine Gewalt gegeben über alle, die ich einmal in meinen Bann gezwungen habe. Das will ich nicht. Darum war es ja, daß ich Bach spielte. Wie konnte ich ahnen, daß gerade dies das einzige offene Tor war —“

In diesem Augenblick brach eine Welt in Hanna zusammen.

Wenn der alte Mensch zerstäubt —

Die ganze Welt, in der sie bisher gelebt hatte, zerbrach. Ein samtner Abgrund tat sich auf, und sie stürzte hinein, sie — nicht mehr Hanna zur Mühlen, nein, der Mensch, der sie hätte werden sollen, ehe sie unwiderruflich den falschen Weg einschlug.

Sie trat nahe vor ihn hin, vor ihn, den Meister, den Erlöser, den Mann. Sie schaute ihm in die Augen und sagte: „Bleiben Sie. Bleiben Sie trotzdem. Ich bitte Sie darum.“

Sie waren von gleich hohem Wuchs, sie standen sich ebenschultrig gegenüber. Blut schlug dem Mann ins Gesicht. Er flüsterte: „Wenn ich bleibe, dann sind wir verloren —“

Da hob Hanna die Arme auf und legte sie um seinen Nacken, bot ihm ihren Mund und gab sich erschauernd seinen Küssen hin.

Sie flüsterte: „Du verläßt mich nicht?“

„Ich kann nicht — jetzt nicht mehr —“

„Du wirst für mich spielen im Münster?“

„Ich tue für dich, was du willst —“

„Und du wirst nicht mehr fort wollen, wirst nicht nach Deutschland gehen?“

Fest umschlang sie sein Arm. „Ich will dich — nur dich —“

* * *

Als das Maieli zur gewohnten Speisestunde ihrer Herrin meldete, daß angerichtet sei, lächelte Hanna sie verloren an.

„Trag wieder ab. Ich esse nichts —“

Mißbilligend ging die alte Magd hinaus.

Hannas Blick aber war zufällig in den venezianischen Spiegel über dem Kamin gefallen — und sie blieb betroffen vor ihrem eigenen Bilde stehen.

War sie das? War das Hanna zur Mühlen?

Eine junge, blühend schöne Frau mit rotgefüßten Lippen — Ein Lächeln stieg aus ihrem Herzen auf und blieb um ihren Mund liegen. Und sie hatte geglaubt, der großen Liebe nicht fähig zu sein?! —

Sie hatte ihm gesagt, daß er in ihrem Landhaus vor der Stadt leben solle.

Sie wollte ihm die Wege bahnen — sie, Hanna zur Mühlen.

Er sollte anerkannt werden als der Meister, der er war. Hier im musikkundigen Basel — und draußen in der Welt —

Ihr Künstler, ihr Freund — ihr Geliebter —

Sie war ja reich und mächtig. Zum erstenmal freute sie sich dessen. Mit unter der Brust gefalteten Händen ging sie auf und ab, auf federnden Gelenken — und murmelte: „Du — du — o du —“

Sie war vom Ich erlöst — zum erstenmal in ihrem Leben war sie in das Du hineingestürzt —

Und in diesem Untergang erst fand sie ihr wahres Selbst.

* * *

Waren es Minuten, waren es Stunden, die sie in göttlicher Trunkenheit gelebt hatte? — sie wußte es nicht. Sie wußte auch nicht, daß die Wirklichkeit, die sie völlig vergessen hatte, schon mit bleierner Keule bereit stand, um sie zu Boden zu schlagen — die Wirklichkeit, breit, banal, gemein — Diesmal hatte sie ein verkniffenes Altjungferngesicht. Das Maieli betrat nach ergebenem Klopfen das Zimmer.

Warum stand denn Hanna das Herz still? Warum starrte sie mit schreckweiten Augen die alte Magd an, als warte sie auf den tödlichen Schlag?

„Was hast du, Maieli? Was siehst du mich so an?“

„Gar nichts habe ich. Nicht viel wenigstens. Nur — Ihr Pelzmantel ist fort —“

„Mein Pelzmantel?“

Hanna verstand noch nichts. Es stieg ihr nur ein Prickeln durch die Nase auf in das Gehirn, und sie fühlte, wie eine kalte Bleiche ihr Gesicht überkroch.

„Erschrecken Sie nur nicht so, Frau zur Mühlen! Ich habe alles ausgesucht, alle Zimmer, alle Kästen! Aber er ist und bleibt fort. Es muß der Bettler gewesen sein, der ihn mitgenommen hat.“

Hannas Gedanken jagten sich. Gestern abend hatte sie den Pelzmantel — ein äußerst wertvolles Stück — ins Theater angezogen und ihn beim Heimkommen auf den Halter der Flur-

garderobe gehängt. Sie konnte dies unbedenklich wagen, denn es war unmöglich, daß jemand die Eichentür von außen öffnen konnte. Nur ihre Kinder besaßen Schlüssel. Aber Arnold war fort in den Osterferien. Und Ruth war heute den ganzen Tag bei ihren zukünftigen Schwiegereltern, um dann von dort aus mit ihrem Verlobten am Abend ein Konzert zu besuchen.

Das Maieli orakelte weiter: „Ich weiß es bestimmt, daß der Mantel noch dort hing, als ich den Bettler hereinließ. Fortgehen hab' ich den Kerl nicht hören. Er muß sich kazenleis hinausgeschlichen haben.“

Jetzt endlich vermochte Hanna zu sprechen.

„Du bist nicht gescheit. Was soll ein Mann mit einem Damenzpelz?“

„Er wird ihn seinem Mädcl gegeben haben.“

„Er war allein. Er war fremd. Er hat niemand hier, den er kennt —“

Das Maieli zuckte mitleidig über so viel Harmlosigkeit die Achseln.

„Wenn man solchen Kerlen alles glauben wollte! Außerdem kann er den kostbaren Mantel einem Fehler gebracht haben. Jedenfalls habe ich sofort an die Polizei telephoniert.“

Hanna sprang auf. „Was hast du getan? An die Polizei telephoniert? Wie kannst du dich dessen unterziehen, ohne mein Wissen?“

Erschrocken vor dem heftigen Ausbruch fuhr die Jungfer zurück.

„Ich hab' Sie doch nicht unnötig aufregen wollen. Vielleicht haben sie den Chaib schon, weit kann er alleweg nicht gekommen sein. Über die Grenze kann er nicht. Die ist schon gesperrt. Die hiesigen Kürschner sind auch vor Ankauf schon gewarnt, und die Althändler sind benachrichtigt. Die Basler Polizei arbeitet gut. Sie kriegen den Mantel bestimmt wieder.“

Hanna sah über sie weg, als sei sie Luft.

„Geh. Laß mich allein“, sagte sie starr.

„Undank ist der Welt Lohn“, brummte das Maieli und verließ wie eine gekränkte Königin den Schauplatz.

Ein würgender Ekel stieg in Hanna auf, bittere Wasser liefen ihr im Munde zusammen. Sie wischte sich mit dem Taschentuch die Lippen, die brennenden Lippen.

Was war geschehen?

Sie hatte einem Verbrecher ihre Liebe geschenkt. Sie, die reine, stolze Hanna zur Mühlen hatte sich einem fahrenden Musikanten, der sie durch sein Spiel bezaubert hatte, unterworfen —

Abscheuliches Erwachen! Unerträgliches Bewußtsein!

Wie sollte sie jemals wieder Achtung vor sich selbst haben? Verloren! Entehrt! Mißbraucht!

Hier, in ihrem eigenen Hause hatte sie an seinem Halse gehangen und hatte die größte Seligkeit ihres Lebens gefühlt! — Ihre Liebe, tödlich verwundet, krümmte sich in Qualen — und fand dennoch den Mut, ihn zu verteidigen.

„Hanna! Hanna! Besinne dich! Denke an seine Augen! An seine Hände!“

„Damit hat er mich behert.“

„Denk an das wunderschöne Menschenangeficht! Geabelt von Geist, von Leiden gezeichnet! Das kann nicht lügen!“

„Ja, er war schön. Es ist seine Schönheit gewesen, die mich verwirrt hat. Immer war ich wehrlos gegen große Schönheit. Ich kann, ja, es ist schrecklich — aber es ist so, ich kann meine eigenen Kinder nicht ohne Bedauern ansehen, weil sie diese breiten zur Mühlschen Gesichter haben. Da kam er, sah aus wie der Christ aus der Holbeinschen Passion. Das hat mich bestochen. Es war immer die Schönheit, die mich bestach. Und nun ist er ein Dieb —“

„Oder war es die Stunde, die mich verführte?“

„O Ekel, o Scham! Ich bin der Natur dumm und blind in eine plumpe Falle gegangen —“

Sie schämte sich so, daß es ihr war, als müsse sie an dieser Scham sterben. Sie war gebrandmarkt, weil sie sich von ihm hatte küssen lassen, weil sie — o Keu', o Katzenjammer! — ihm selbst ihre Lippen geboten hatte —

Und weil — kann man tiefer sinken? — seine Küsse immer noch in ihrem Blut sieberten —

Ihr Herz schrie: „Ja, ja, ja, denn ich liebe ihn! Er kann mir gar nichts stehlen, alles, was ich habe, ist ohnehin sein — ich liebe ihn, weil er den göttlichen Funken in sich hat —“

Aber die Hanna zur Mühlen, die sie fünfundzwanzig Jahre lang gewesen war, die kühle, nüchterne Basler Patrizierin, die hatte die Herrschaft wieder an sich gerissen.

„Schweig“, sagte sie eifrig. „Der göttliche Funke kann in ein unreines Gefäß fallen. Diesem Menschen ist eine dämonische Macht gegeben, und er mißbraucht sie.“

Wie sie so auf und ab wanderte, blieb sie wieder vor dem Spiegel stehen, aus dem ihr vor wenigen Stunden ihr junges, glückliches Gesicht entgegengeschaut hatte.

Eine steinharte, tragische Maske starrte sie daraus an. Da sagte sie: „Ich vergebe ihm um seiner Kunst willen. Und um dieser Kunst willen kann ich auch mir vergeben.“

Es war schon Abend — da erschien das Maieli wieder vor ihrer Herrin.

„Sie bringen ihn, Frau zur Mühlen. Sie sind schon draußen. Sie sollen sagen, ob es der ist, der vor Ihnen gespielt hat.“

Sie brachten ihn —

Eine irre Hoffnung flammte in ihr auf, daß er sich rechtfertigen könnte —

Aber es war ja unmöglich. Niemand konnte die Haustür von außen öffnen, am helllichten Tage einen Mantel stehlen und unbefehlet davongehen. Der Mantel war dagewesen, als der Fremde das Haus betreten hatte. Er war verschwunden, nachdem er gegangen war. Niemand anders war inzwischen im Hause gewesen. Das war der einfache, nackte Tatsachenbestand.

Aber es gab noch Wunder —

Und sie ging hinaus in die Diele. Da stand er zwischen den zwei Polizeibeamten, totenbleich — und sah sie nicht an. Zum Überfluß war auch noch der Untersuchungsrichter, ein Doktor Schaler, mitgekommen. Dies war etwas ganz Ungewöhnliches, und er hatte es auch nur getan, weil er einer von denen war, die sich seit Jahren um die schöne, reiche Witwe bewarben, und nun mit Freuden eine Gelegenheit ergriff, sich ihr nützlich zu

erweisen. Der Anblick dieses Herrn in tadelloser Kleidung, den sie gewohnt war in Gesellschaften, im Theater, in Konzerten um sich zu sehen, rief Hanna die phantastische Ungeheuerlichkeit, in die sie sich gebracht hatte, scharf ins Bewußtsein. Wie bei Menschen, die ein innerlich falsches Leben führen, war die Sicherheit ihres Auftretens nur Schein. Sie richtete sich mit ihrem Urtheil nach der Gesellschaft, und in allem, was sie in dieser schicksalhaften halben Stunde nun tat und sagte, war sie nicht frei, sondern spiegelte sich in dem Vertreter dieser Gesellschaft, dem nichtigen, unwertigen Doktor Schaler.

Doktor Schaler sagte, daß man in einem andern Fall die Bestohlene einfach vorgeladen hätte, aber bei ihr mache man selbstverständlich eine Ausnahme. Darum sei er auch in einem gewöhnlichen Taxi vorgefahren, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Dann stellte er mit vielen Entschuldigungen ein regelrechtes Verhör mit ihr an, und der Wachtmeister schrieb jedes ihrer Worte auf.

Wann sie zum letztenmal den Pelzmantel getragen habe? —

Am vergangenen Abend, als sie in das Theater gefahren sei. —

Wo sie ihn dann hingehängt habe?

Auf den Halter der Flurgarderobe.

Der Wachtmeister ging hin und beaugenscheinigte den Halter der Flurgarderobe. Der Mantel hing nicht mehr daran.

Ob sie bestimmt wisse, daß der Mantel am Morgen, ehe der Bettler eingetreten sei, noch dagehangen habe?

Ja, das könne sie beschwören.

Darauf wurde die Haustür besichtigt. Es war eine der schweren eichenen Türen, die noch dem Mittelalter entstammten, und es schien allerdings unmöglich, daß jemand hier ohne Schlüssel hätte eindringen können.

Darauf wurde das Maieli vernommen, und dies Verhör gestaltete sich dramatisch, denn es war des Maielis große Stunde, in der es sein sofortiges Mißtrauen, seine scharfe Menschenkenntnis und seine umsichtige Handlungsweise ebensowohl beleuchtete, als auch seinem Abscheu vor der Schlechtigkeit und dem Undank des deutschen Bettlers wortreichen Ausdruck gab.

Während dieser Zeit betrachtete Hanna, immer mit den Augen des Doktors, den Gefangenen, und sie wunderte sich über sich selbst. War sie denn irrsinnig gewesen? Wie hatte sie diesen Menschen schön finden können? Wie war es möglich — mein Gott, mein Gott, wie war es möglich, daß sie ihn geküßt und in seinen Armen gelegen hatte? Sie begriff sich selbst nicht mehr.

Nicht ihren Kausch, nicht die Kühnheit, mit der sie letzte Schranken durchbrochen hatte.

Was sie aber am allerwenigsten begriff, das war der Haß, den sie in diesem Augenblick gegen ihn fühlte.

Sie haßte ihn, weil er sie ihrer Unantastbarkeit entrisßen hatte. Sie haßte ihn, weil er sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte. Und am allermeisten haßte sie ihn — weil sie ihn immer noch liebte —

Wer war sie eigentlich?

Wenn das in ihr, dies Wilde, Ungeordnete, das sie willenlos einem Bettler an die Brust warf, einem Unbekannten ohne Namen, ohne Heimat — wenn das ihre Seele war, dann durfte diese Seele nicht in Freiheit leben. Dann mußte sie an die Kette gelegt werden in einem siebenfach verschlossenen Verlies —

Jetzt richtete der Beamte das Wort an den Verhafteten. Er forderte ihn auf, endlich ein Geständnis abzulegen. Die Tür sei von außen nicht zu öffnen. Niemand als er sei in der fraglichen Zeit im Haus gewesen. Er solle nun nicht mehr leugnen, da er doch so gut wie überführt sei. Er solle sagen, wo er den Mantel hingebracht habe, im „Wiederbeibringungsfall“ werde dann eine leichtere Strafe über ihn verhängt werden.

Zum erstenmal sprach der Angeklagte.

Alle schwiegen und schauten ihn an.

Sonderbar einsam klang seine Stimme durch den Raum. Ob Frau zur Mühlen — so fragte er — selber glaube, daß er ihr den Mantel genommen habe?

Nein — nein — nein — wollte Hanna schreien — aber da stand der Richter, der Wachtmeister, der Schutzmann, das Maieki und starrten sie an. Und nicht sie — etwas Fremdes, Grausames

in ihr — antwortete, sie wisse es nicht. Der Mantel sei das gewesen, ehe der Fremde gekommen — und er sei verschwunden, nachdem er gegangen sei. Wenn er beweisen könne, daß er ihn nicht genommen habe, so sei niemand froher als sie.

Da sah er sie an und sagte: „Beweise kann ich nicht bringen — und der Schein ist gegen mich. Ich habe aber gedacht, daß Frau zur Mühlen mir auch ohne Beweise glauben müßte.“

„Das ist nun freilich — angesichts solcher Indizien — ein wenig viel verlangt“, spöttelte der Richter. „Jedenfalls werden wir dich einstweilen in Arrest behalten, bis die Sache geklärt ist.“

Hastig sagte Hanna: „Doktor, lassen Sie ihn frei. Mir liegt nichts an seiner Bestrafung. Und den Mantel, selbst wenn er sich wiederfände, den trüge ich nie und nimmermehr.“

Der Beamte verneigte sich vor so viel Hochsinn. Aber dies könne den Kerl nicht vor Strafe retten. Man werde ihm den Prozeß machen und ihn einsperren. Und wenn er seine Strafe abgebüßt habe, werde man ihn per Schub über die Grenze bringen. Die Schwaben sollten ihre Spitzbuben nur selber behalten — und jetzt bitte er die Frau zur Mühlen um Verzeihung für die Störung —

Der Doktor Schaler verneigte sich abschiednehmend und reichte ihr die Hand. Die Schutzmänner nahmen den Gefangenen in die Mitte und sagten: „Also vorwärts —“; da wandte er sich noch einmal um und sah sie an — und ein schwer zu deutendes Lächeln geisterte über sein Gesicht.

* * *

Als die Männer die Diele verlassen hatten, wandte sich Hanna zu der alten Magd.

„Dies alles ist dein Werk. Das verzeihe ich dir nicht. Nichte deine Sachen zusammen und geh. Ich mag dich nicht mehr im Hause behalten.“

Laut aufheulend stürzte sich die Magd zu Hannas Füßen nieder, erinnerte sie an so viele Jahre treu geleisteter Dienste und daß sie es nicht verdiene, wegen einer so kleinen Verfehlung aus dem Hause gewiesen zu werden.

Hanna zuckte die Achseln.

„Für deine Dienste wirst du bezahlt werden, Not sollst du nicht leiden. Ich hab' aber das Recht, dich zu entlassen, und ich mache von diesem Recht Gebrauch. Ich kann dich einfach nicht mehr ertragen. Und darum ist jedes weitere Wort von dir unnötig.“

Die Alte hob ihr Gesicht und schaute Hanna an, und was sie sah, machte sie frieren. Die Frau da hatte ja kein Herz —

„Steh auf“, sagte Hanna angeekelt. „Hier ist kein Theater. Geh. Du bist mir lästig.“

Da erhob sich die alte Magd schwerfällig und schob sich zur Thür hinaus. Draußen saß sie stundenlang in der Diele und weinte trostlos vor sich hin. Sie erkannte ihre Schuld, sie sah sie ein. Aber sie begriff nicht, warum sie so hart dafür gestraft werden sollte. Sie wartete auf Ruth. Ruth hatte ein Herz. Ruth würde ihr helfen.

Hanna begab sich wieder in das Musikzimmer, legte sich auf den Diwan, kreuzte die Hände unter dem Nacken und sah tränenlos vor sich hin.

Also das war nun auch vorbei.

Sie litt nicht mehr.

Sie freute sich nicht mehr.

Sie dachte kaum, lag nur und atmete.

So würde von nun an ihr Leben versickern.

Nie mehr würde sie so entsetzlich leiden müssen wie heute. Aber auch nie mehr eine so atemraubende Seligkeit empfinden wie heute.

Essen, trinken, sich kleiden — und schlafen gehen. So war das nun in Zukunft.

Ihre Seele sagte dazu nicht ja und nicht nein.

Vielleicht war sie in ihr gestorben.

* * *

Es war schon völlig dunkel, da wurde die Thür jääh aufgerissen, das Licht wurde angeknipst — Ruth stand auf der Schwelle. Hanna sprang auf und starrte die Tochter an, als sähe sie etwas

Furchtbares. Als stünde vor ihr der Engel des Gerichts. Und es war auch etwas Furchtbares, was sie sah — Ruth trug den Pelzmantel.

Sie schritt auf die Mutter zu, die da stand wie ein Steinbild, und rüttelte sie am Arm.

„Um Gottes willen, Mutter, was geht hier vor? Ist es wahr, was das Maieli sagt, daß du sie auf die Straße geworfen hast, weil sie voreilig an die Polizei telephonierte? Wegen dieses unglückseligen Pelzmantels?“

Zweimal öffnete Hanna den Mund, ehe sie die Worte herausbrachte: „Wie kommst du zu dem Pelzmantel?“

„Ach, sehr einfach! Alex wollte eine Autofahrt mit mir machen, und ich hatte nur mein Frühjahrskostüm an. Unterwegs waren wir schon, und er sagte: ‚Ich fahre bei euch vor, und du holst rasch deinen Pelz.‘ Ich sprang hinein, da hing dein Pelz. Männer mögen nicht warten, das weißt du ja. Ich nahm also rasch deinen Mantel, ich wollte es noch dem Maieli sagen, aber es war nicht da. Und dich hörte ich spielen im Musikzimmer, und ich freute mich darüber, weil du doch schon so lange nicht mehr gespielt hast. Da mocht’ ich dich nicht stören und dachte, ich komme rasch vor dem Konzert noch mal her und bringe dir den Pelz zurück. Und nun höre ich diese Geschichte, daß ein Unschuldiger verdächtigt worden ist. Ich habe die Sache gleich in Ordnung gebracht und sofort an den Lohnhof telephonierte, daß sie den armen Schelmen laufen lassen. Was ist dir, Mutter, wo willst du hin?“

„Auf den Lohnhof!“ stieß Hanna hervor. „Abbiten. Gutmachen —“

„Mutter, um Gottes willen, bleib, du bist ja außer dir —“

Mit einem verzweifelten Gesicht sah Hanna die Tochter an.

„Ruth, wenn du noch einen Funken Liebe für mich in dir hast, dann laß mich gehen und halte mich nicht auf.“

Da legte Ruth der Mutter den Pelzmantel um, der brannte sie wie ein Nessushemd. Sie rannte hinaus, rief das nächste Taxi und ließ sich zum Lohnhof fahren.

Als sie ankam, fuhr gerade das Polizeiauto ein, das den

Wenn der alte Mensch zerstäubt —

Musikanten über die Grenze gebracht hatte. Ein Schmerzensgeld, das ihm der Doktor Schaler als Entschädigung für die unschuldig erlittene Haft angeboten, habe er abgelehnt.

„'s ischt erscht noch ä Schtolze gsi“, meinte der Wachtmeister.

Hanna sagte mit zersprungener Stimme: „Telephoniert an die Grenzstädte und Dörfer. Ich ertrag' es nicht, daß man dem Menschen Unrecht getan und ihn dann aus dem Lande gejagt hat. Ich muß noch einmal mit ihm reden. Ich will's gut machen —“

„Weit kann er allweg nicht gekommen sein ohne Geld“, sagte der Wachtmeister. Er hielt diese Sache für übertrieben, aber weil es die Frau zur Mühlen war und vielleicht, weil er sich seines Mißgriffes ein wenig schämte, willigte er ein. Es dauere aber natürlich längere Zeit, bis man überallhin Anschluß habe. Der Bettler könne sich von der Grenze aus nach verschiedenen Richtungen begeben haben, wenn es auch am wahrscheinlichsten sei, daß er sich nach Lörrach gewandt habe. Dort wolle er nun zunächst in die Herberge telephonieren.

Hanna zur Mühlen sagte, daß sie warten wolle. Man solle sie in den Raum führen, wo der Gefangene gefessen habe.

Darin seien schon wieder neue Gäste, sagte der Wachtmeister lächelnd.

Das mache nichts.

Sie wurde in ein kahles, ungeheiztes Geläß geführt. Bänke liefen an der Wand entlang, in der Mitte stand ein tannener Tisch. Da saß ein Trunkener, eine Dirne, zwei Obdachlose und ein altes Weiblein, das vor den Mißhandlungen ihres rüden Sohnes hier Schutz gesucht hatte und unaufhörlich zitterte.

Zwischen ihnen die Frau im Pelzmantel.

Sie saß weiß und starr zwischen den Unglücklichen. Sie trug eine Brandwunde im Herzen, die jagte ihr Fieberschauer über den ganzen Leib: das war sein letzter Blick —

Wenn sie hundert Jahre alt würde, niemals würde dieser Blick aufhören zu brennen —

„Er muß mir verzeihen. Er muß mir das von der Seele nehmen. Ich will hinknien vor ihn und bitten, daß er verzeiht —“

Der Beamte trat wieder ein.

In Lörrach war der Vagabund nicht, wenigstens nicht in der Herberge. Er habe aber Auftrag gegeben, daß man nach ihm forsche. Zunächst werde man sich nun an das Grenzdorf Weil am Rhein wenden müssen.

„Tun Sie es“, sagte Hanna.

Wie hatte es nur geschehen können, daß sie ihn so schnell verleugnet hatte? Warum hatte sie ihm nicht geglaubt, trotz der Schwere des Verdachtes? —

Der Bettler war auch in der Weiler Herberge nicht aufgetaucht.

„Weiter suchen“, gebot Hanna.

Zwei Stunden saß sie im Lohnhof. Während dieser zwei Stunden, wo sie Gericht über sich hielt, erkannte sie deutlich die Zwiegeteiltheit ihrer Natur. Ihre Seele hatte fünfundzwanzig Jahre lang geschlafen. Während dieser fünfundzwanzig Jahre hatte Hanna gelebt wie eine rechtschaffene, nüchterne, ehrbare Bürgersfrau. Dann war das Neue gekommen, das Gewaltige, war wie ein Sturm über sie hingebraust —

Aber es hatte nicht standgehalten. Es kam der Rückschlag. Die fünfundzwanzig Jahre, die sie gelebt hatte — die standen gegen sie auf —

Wie sie so dasaß und wartete, erkannte sie, daß sie nun zu wählen habe zwischen den beiden Seiten ihres Ichs. Entweder sie fand sich wieder in ihr früheres Leben zurück. Sie versuchte die Stunde und den Mann und die Schuld zu vergessen und zu leben wie vordem als die stolze, unnahbare, unantastbare Aristokratin, die sie gewesen war oder —

Aber schon während sie versuchte, dies ins Auge zu fassen, wußte sie, daß es unmöglich sein werde. Jetzt ging das nicht mehr. Jetzt, nachdem Schuld und Scham und Schicksal in ihr Leben eingebrochen war — und sie in ihren Strudel gerissen hatten.

Dann aber galt es, Schluß zu machen mit diesem Leben, das falsch und verlogen war, dann galt es, abzutreten von einem Platz, der ihr nicht zukam —

Auch Petrus war nicht zu seinen Fischerkäthen zurückgekehrt — auch Petrus mußte den Hahnenschrei, den letzten Blick seines Herrn, das Bewußtsein seiner nicht wieder gutzumachenden Schuld mit sich in das Leben hinausnehmen. — —

Der Beamte kam, zuckte die Achseln, es sei nichts zu machen. Der Bettler sei wie vom Erdboden verschluckt. — Da stand Hanna auf — und mit einer seltsam irren Bewegung nahm sie den Pelz ab und legte ihn dem schlotternden Weiblein um. — Ehe das Altschen sich wehren konnte, war sie schon gegangen.

Sie ging zu Fuß zurück. Wind pfiß über die Plätze, ein eisiger Nordwind —

Auf dem Barfüßerplatz war eine kleine Volksversammlung. Gitarrengeklimper, dünne Stimmen sangen ein halb militärisches, halb geistliches Lied im Bänkelsängerton —

Die Heilsarmee —

Als Frau, die den Wohltätigkeitsorganisationen der Stadt vorstand, war ihr das großartige Liebeswerk der Heilsarmee gut bekannt. Sie selbst pflegte ihr jährlich eine erhebliche Summe zu spenden, wenn sie auch, wie alle Leute, über das oft groteske Auftreten der Heilsoldaten immer gelächelt hatte. Jetzt blieb sie bei ihnen stehen.

Diese Heilsoldaten waren die armseligsten Gestalten, die man sich denken konnte, aber sie trugen ihre Uniform mit einer wahrhaft großartigen Würde. Im bürgerlichen Leben waren sie vielleicht kümmerliche, unbedeutende Existenzen. Aber in der Armee des Herrn gilt das alles nicht. Da sind andere Rangstufen im Brauch, es wird mit anderem Maß gemessen —

Sie ernteten wie immer reichliche Münzen — der Wasler ist freigebig in den Dingen, die der Allgemeinheit dienen — aber außerdem wurde ihnen sehr viel Hohn zuteil. Es waren nicht die besten Elemente, die ihren sonderbaren Gefängen tauschten. Man hielt sie unverhohlen zum Narren. Aber das kümmerte sie nicht. Sie sangen ruhig weiter — für den Herrn Jesus und für die verlorenen Seelen. Und damit sie die höhnischen Gesichter nicht sähen, hatten sie die Augen fest geschlossen —

Hanna legte ihre Börse in die ausgestreckte Hand der Frau,



Blick auf den Rhein / Zeichnung von U. Nowakowsky.

die den „Kriegsruf“ verkaufte. Das Gesicht der Soldatin leuchtete auf in ehrlicher Freude.

„Sie geben es für den Herrn Jesus“, sagte sie.

Als Hanna sehr spät am Abend heimkehrte, brannte im ganzen Haus noch Licht. In der wohligh durchwärmten Diele saß ihre Tochter mit dem verweinten Häuflein Elend, dem Maieli —

Hanna trat vor die alte Magd hin und sagte: „Maieli, verzeih mir. Ich habe unrecht an dir getan. Und wenn du willst und es über dich vermagst, dann bleib bei meinen Kindern.“

Auffschluchzend küßte die Jungfer die Hände ihrer Herrin und dankte ihr mit strömenden Tränen.

Hanna schüttelte den Kopf und antwortete nicht. Die Tochter küßte sie auf die Stirn und schloß sich dann in ihr Zimmer ein.

Wenn Ruth und Arnold zur Mühlen später sich an die bekümmerten Wochen zurückerinnerten, die diesem Tage folgten, so hatten sie das Gefühl, mit einer tief Verwundeten gelebt zu haben, trotzdem Hanna sich über die Ereignisse, die in ihr Leben getreten waren, gegen niemand aussprach. Es schien, als habe sie die Hoffnung, den Verschwundenen noch wiederzufinden,

nicht aufgegeben. Sie schrieb viel, rechnete viel und traf in aller Stille Vorbereitungen zu einer langen Abwesenheit. Es schien — wenigstens glaubten das ihre Kinder —, daß sie eine Reise plane, um sich von den Eindrücken jenes schicksalhaften Tages zu befreien.

Erst als sie eines Tages die erschütternde Tatsache feststellten, daß ihre Mutter heimlich und ohne Abschied von ihnen zu nehmen das Haus verlassen hatte, dämmerte es ihnen auf, daß dies ein Fortgehen für immer sein könnte. Eine Meinung, die ihnen ein bald darauf einlaufender Brief ihrer Mutter bestätigte.

Sie bat ihre Kinder um Verzeihung, daß sie ihnen diesen Schmerz zufügen müsse, und bat sie, ihr zu glauben, daß sie nicht anders handeln könne. Sie habe ihr ganzes Leben, ihr Vermögen und ihre Arbeitskraft in den Dienst der Heilsarmee gestellt. — Der Brief kam aus Deutschland. Der Poststempel war verwischt.

Die Familie geriet vollständig außer sich. Es wurden Schritte unternommen, Hanna zu entmündigen. Da sie indessen nur ihr eigenes Vermögen beanspruchte, das ihrer Kinder aber unangetastet blieb, konnte man ihr nichts anhaben.

Ihr Sohn schämte sich seiner Mutter unaussprechlich. Schließlich fand er sich damit ab, zu denken, daß sie nicht mehr normal sei. Aber er war noch sehr jung. Es war nicht abzusehen, wie sich dies Ereignis in späteren Jahren auf ihn auswirken würde. Ruths Bräutigam war verzweifelt. Eine Schwiegermutter, die den „Kriegsruf“ feilbot und lächerliche Lieder sang, das schien ihm ein unvollziehbarer Gedanke.

„Das brauchtest du auch nicht zu fürchten“, meinte Ruth kühl, „eine so gewaltige Organisation wie die Heilsarmee wird eine Kraft wie die Mutters an den rechten Platz zu stellen wissen.“

„Am Ende gedenkst du selbst dich ihr anzuschließen?“ fragte er angeekelt.

„Was ich einmal tun oder nicht tun werde, das kann ich jetzt noch nicht beurteilen. Nur daß ich nicht die Frau eines Mannes werden kann, der meine Mutter verachtet, das weiß ich. Zunächst

werde ich Medizin studieren. Vielleicht kann ich Mutter später helfen.“

Es ist schwer zu beschreiben, welches ungeheure Aufsehen der Schritt der Hanna zur Mühlen machte, weit über die Familie, die Stadt Basel, ja über die Schweiz hinaus. In allen Kulturländern der Welt sprach man davon, daß eine Dame der hohen Basler Aristokratie sich der Heilsarmee, dieser halb verlachten, halb geachteten, etwas spleenigen und doch im Grunde gewaltigen Organisation angeschlossen habe. Man sah neugierig unter jeden Hallelujahut, ob man nicht das strenge, schöne Gesicht der Baslerin darunter sehe. Man gab schweigend seinen Beitrag, wenn eine Frau in der Heilsuniform den „Kriegsruf“ feilbot. Man gedachte mit einem uneingestandenem inneren Selbstvorwurf an das ungeheure Liebeswerk, das diese Armee des Friedens in der haßzerquälten Welt leistete.

* * *

Hanna zur Mühlen aber ging den Demutsweg, den sie sich gewählt hatte und der sie ein für allemal und für immer von der Vergangenheit abschnitt. Aus der Heilsarmee in das Herrenhaus in St. Alban, den Mühlenhof, gab es kein Zurück mehr.

Sie ging wie eine, die an der ganzen Menschheit schuldig geworden ist. Sie suchte den einen, den sie verraten und verleugnet hatte, in jedem, der hungernd und frierend auf den Landstraßen wanderte, sie diente ihm in jedem, dem sie Brot reichte und ein Obdach für die Nacht gab und ein Trostwort für sein bekümmertes Herz. Sie bat ihn tausendmal um Vergebung in jedem, der unverschuldet litt, und sie begriff auch jeden, der sich in eine Schuld verstrickt hatte — —

Den Verlorenen fand sie niemals wieder.

Aber ihre verleugnete und zertretene Seele, die feierte Auferstehung, als sie ihr altes Leben zerbrach und das neue auf sich nahm.

Nur weiter und höher war sie geworden, umfaßte in einem Einzigen die ganze Menschheit und verströmte sich — ein Tropfen Liebe — in dem großen Meer von Leid und Qual der Welt.

Albions

KINDER

Mit Pharisäermienen blickt ein Teil der ausländischen Presse auf das von schweren Krisen verfolgte, von Fieberschauern durchrüttelte deutsche Volk, das seit dem November 1918 und seit dem Versailler Friedensdiktat keine innere Ruhe und keine Sammlung mehr zu finden vermag. Aber die Völker, die über uns den Kopf schütteln, haben vergessen, daß auch in ihrer Geschichte Sturm-und-Drang-Perioden vorhanden waren, die der unsrigen ähneln. Mit Blut geschrieben ist die Geschichte Englands und Frankreichs, serbische Offiziere stürzten ihr Königs-paar aus dem Palastfenster, und ein Serbe war es, dessen Revolvergeschüsse in Sarajewo den Weltkrieg entfesselten. Die Portugiesen erschossen ihren König sowie den Kronprinzen während einer Spazierfahrt. Und das einst stolze Albion sollte



1872: Volksversammlung in London in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — nicht anders als heute bei uns.



1909: Entfernung einer lärmenden Frauenstimmrechtlerin aus einer Versammlung in der Alberthalle in London.

die Wolken nicht vergessen, die von Ottawa und von Asien her die Grundlagen des britischen Weltreichs bedrohen. Es sollte die fanatischen Kämpfe nicht vergessen, die der 1907 erfolgten Verleihung des kommunalen Wahlrechts an die Frauen voraus-



1875: Eine Schule für Taschendiebe in London.

gingen, denen 1918 das politische Wahlrecht verliehen wurde. Und unvergessen sind auch die irischen Kämpfe, sind die wildbewegten englischen Wahlschlachten zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Einige der Bilder auf Seite 34 bis 36 rufen solche Erinnerungen aus der englischen Geschichte wach; sie stammen zum Teil aus englischen, zum Teil aus alten deutschen Zeitschriften. Eines zeigt sogar eine Taschendiebschule; auch das gab es und gibt es



1897: Leben und Treiben im Londoner Hydepark vor fünfunddreißig Jahren.

immer noch, nicht nur in England, sondern auch in andern Kulturländern, wo Kinder nicht nur zu Taschendieben abgerichtet, sondern sogar gestohlen und ermordet werden, wie Lindberghs unglückliches Kind.

Ein Gegenstück zu diesen Schattenseiten des Lebens bildet das obenstehende Bild. Es zeigt den Londoner Hydepark vor fünfunddreißig Jahren; dieses Ventil der Weltstadt bildet bei Tag den Sammelpunkt der großen Welt, während er bei Nacht von den unteren Schichten bevorzugt wird. Er war von jeher eine der belebtesten Promenaden Londons, und das Schauspiel, das sich dort an schönen Tagen entwickelt, ist glänzend. Auch für große Volksversammlungen und Sonntagsvorträge verschiedenster Art steht der Hydepark zur Verfügung. Sie nehmen in politisch bewegten Zeiten oftmals einen stürmischen Verlauf, wie die Kundgebungen im Zentrum Berlins. Der bewegteste Tag seit Bestehen des Hydeparks fiel in die Zeit der zweiten englischen Parlamentsreform, durch die Disraeli 1866 die obere Schicht der Arbeiterschaft mit dem Wahlrecht bedachte; in einer jener Volksversammlungen im Hydepark wurden 250 Londoner Polizisten verwundet.

Die Klause

*Stuben gibt es, wo die Stunden
nie aus den Tapeten fliehn,
wo sie kettengleich verbunden
einsam um den Siedler ziehn.*

*Wo er oft im Sofaecke
keine näh're Seele kennt
als den Lichtkreis an der Decke,
den die Lampe spielend brennt.*

*Wo die Wände sich entgrenzen,
wenn Erinnerung Blatt an Blatt
niedersenkt aus dunklen Kränzen,
wo die Stille Echo hat.*

*Wo sich in der Diele Spalten
bergen kann der Traum der Nacht,
wo ein Lied den Strahl kann halten,
der nur kurz hereingelacht.*

WILLIBALD KRAIN



DIE KLAUSE.

Nach einer Zeichnung von Willibald Krain.

Bavariaverlag, München-Gauting.



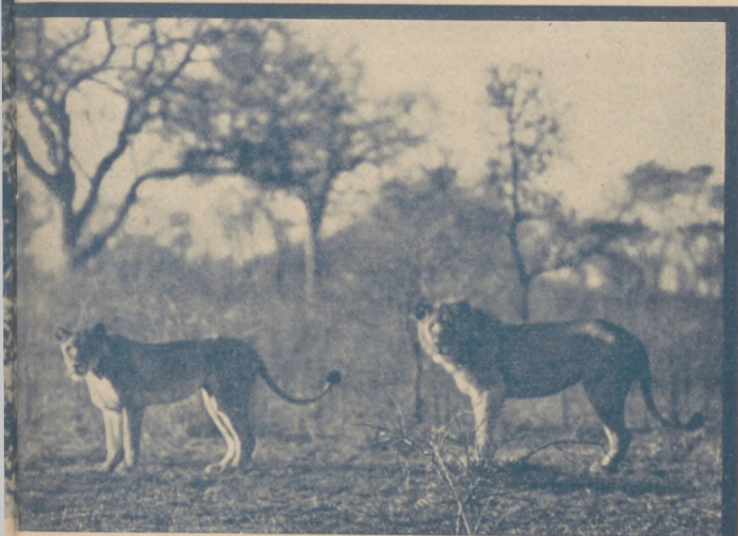
Der Urwaldsprößling. Elefantenjunges beim Äsen neben der Mutter.

Erlebnisse

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk

Unter den Afrikaforschern unserer Zeit ist Hans Schomburgk einer der bekanntesten. Er ist erfüllt von einer ungeheuern Energie und einem an Verwegenheit grenzenden Wagemut. Großwild und Raubtiere verfolgt er im Auto, und sein getreuer Begleiter Paul Lieberenz nimmt sie mit der Kamera aus nächster Nähe auf. Zugleich ist er ein ausgezeichnete Schilderer seiner Forschungsergebnisse und Jagderlebnisse, wie der nachstehende, von Lieberenz aufnahmen begleitete Beitrag erneut erweist.

Als ich in den Jahren 1902 bis 1910 den damals noch dunkeln afrikanischen Kontinent als Elefantenjäger durchzog, hatte ich so viele Erlebnisse aller Art mit den Tieren der Wildnis, daß ich allein mit Erzählungen dieser Abenteuer ein Buch füllen könnte. Mit Großwild und Raubtieren hatte ich Zusammenstöße,



Löwenpaar, aufgenommen in freier afrikanischer Wildbahn.

mit Tieren

Mit 8 Aufnahmen von Paul Lieberenz

bei denen mein Leben an dem sprichwörtlichen seidenen Faden hing. Schon im Jahre 1898, als ich im Zululand zum ersten Male auf Großwildjagd ging, hatte ich eine Begegnung mit einem Büffel, die, wenn ich nicht zu jener Zeit ohne jegliche Kenntnis der Gefahr gewesen wäre, meine Laufbahn als Großwildjäger bereits im Anfang beendet hätte. Auf schmalen Wildpfaden, eingeengt auf beiden Seiten von undurchdringlichen Dornendickichten, kehrten wir nach der Pirsch zum Lager zurück. Vor mir ging mein eingeborener Soldat, hinter mir mein Jagdführer, der alte Umdambufo, einer der berühmtesten Jäger des Zululandes, der noch für den großen Zulukönig Cetewayo gejagt

hatte. Wir waren müde, freuten uns auf das Lager. Da klang ein Aufschrei hinter mir: „Nyati, nyati!“

Wie der Blitz fauste der alte Jäger an mir vorbei. Ich kannte die Zulusprache damals nicht und hatte infolgedessen keine Ahnung, was „Nyati“ bedeutete. Ich drehte mich nur um, um zu sehen, was passiert sei, und da sah ich einen großen schwarzen Ochsen auf dem schmalen Pfad hinter uns herstürmen. An Büffel hatte ich gar nicht gedacht, denn Büffel waren in jenen Tagen, kurz nach der großen Rinderpest, selten im Zululande. Deutlich erblickte ich die heimtückisch blizenden Lichter, nahm ruhig meine Pirschbüchse hoch, dachte, selbst hinter diesen böseartigen Augen muß ein Gehirn stecken, und ein Schuß dorthin muß tödlich sein. An eine Gefahr dachte ich nicht. Ruhig brachte ich das Gewehr in Anschlag, zielte, wartete, bis der Büffel auf etwa acht Schritt an mich herankam, zog sicher und unbefangen ab wie auf dem Scheibenstand, und im Feuer brach das Tier zusammen, der Schuß saß genau zwischen den Lichtern. Ich habe später noch manches Abenteuer mit Büffeln bestanden, und ich glaube, daß dieser erste glückliche Schuß viel dazu beigetragen hat, jede Furcht vor dem Büffel, der nach Ansicht erfahrener Afrikajäger als das gefährlichste Tier gilt, zu unterdrücken.

Für mich bleibt der Elefant der gefährlichste Gegner. Man hält ihn in Europa für gutmütig, aber ich kann diese Meinung nicht teilen. Selbst der unverwundete Elefant ist unberechenbar. Ich habe gesehen, daß ein Elefant eine kleine Zwergantilope, die ihn erschreckt hatte, mit dem Rüssel faßte, niederschmetterte und zu Brei zertrampelte. Kein Tier besitzt einen so wechselvollen Charakter wie gerade der Elefant. Er ist das klügste Tier der Wildnis, und gerade deshalb mag wohl der Charakter jedes einzelnen Tieres so verschieden sein. Man kann nie wissen, was einem bevorsteht, wenn man auf der Elefantenfährte ist. Bekommt der Elefant Wind von seinen Verfolgern und glaubt sich noch weit genug entfernt, so wird er wohl immer flüchten. Aber überrascht man ihn, ist man ihm plötzlich so nahe, daß selbst seine schwachen Augen den Menschen in demselben Augenblick erkennen, in dem er von ihm Wind bekommt, dann kann



Der Verfasser unsers Artikels, der Afrikaforscher Hans Schomburgk, mit seinem Kameraoperator Lieberenz und einem andern Jagdgefährten vor dem Aufbruch.

man keine Regel aufstellen. Er kann flüchten, aber genau so gut sofort zum Angriff übergehen. Ich bin verwundeten Elefanten gefolgt, die selbst mit einer tödlichen Wunde nicht an Angriff dachten, während andere auf den ersten Schuß annahmen, wie es mir am Bangweulossee im Jahre 1907 passierte. Dort war ich einem Elefanten in das hohe Elefantengras am Westufer des Sees nachgeschlichen, hatte mich nahe herangepircht, stand unsicher auf einem kleinen Ameisenhaufen, zielte vorsichtig, zog ab, ein metallenes Klack, ein Versager! Sofort fuhr der Elefant herum, ich gab schnell mit dem zweiten Lauf Feuer, in demselben Augenblick ging die Bestie zum Angriff über. Ich sah noch meinen eingeborenen Jäger mit einem Kopfsprung im hohen Gras verschwinden, sah das hohe Gras wie eine Meereswoge auf mich zukommen, ein Ausweichen war unmöglich. Ich warf mich hin, glaubte, meine letzte Minute sei gekommen, und schon brauste der Elefant über mich hinweg, glücklicherweise, ohne mich

Erlebnisse mit Tieren

zu bemerken oder auf mich zu treten. Fünfmal hintereinander hat er mich dann noch angenommen. Aus dem Jäger war der Gejagte geworden. Zwölf Schuß aus der schweren Elefantensbüchse hatte ich ihm schon gegeben, dann geriet er zwischen meine Träger, zerriß einen der Leute, kam zurück, um mich zu suchen, und mit der letzten Patrone, die ich besaß, konnte ich ihn endlich zur Strecke bringen.

Ein ähnlicher Zwischenfall passierte mir in Ostafrika, wo ebenfalls ein Elefant beim ersten Schuß zum Angriff überging. Ich sprang in einen Busch, und als das Tier vorbeijagte, riß es



Gefährlicher Augenblick bei der Elefantenjagd: Das Tier hat den Jäger erspäht.



Das Gelände wird nach Elefanten abgejacht.

den Busch und mich darinnen mit fort, warf mich meterweise durch die Luft, glücklicherweise in einen andern Strauch, so daß ich zwar zerkrast und blutig, aber sonst unbeschädigt blieb.

Es gibt kein Tier auf Gottes Erde, das ich so fürchte und dennoch zugleich liebe wie gerade den Elefanten. Als wir jetzt auf der letzten Reise unbewaffnet mit der Filmkamera an Elefantenherden heranpirschten, um Aufnahmen auf wenige Meter Entfernung zu machen, da kam mir immer wieder diese Erinnerung. Ich mußte die Furcht überwinden, die Furcht vor der eigenen Furcht. Ich glaube, daß Lieberenz, mein wackerer Filmopérateur, der nach meiner Meinung Furcht überhaupt nicht kennt, manchmal gelächelt hat, wenn ich gerade bei Elefanten immer und immer wieder zur Vorsicht geraten habe. Aber wer solche Erlebnisse mit Elefanten gehabt hat wie ich, der wird mir recht geben, daß es ein eigentümliches Gefühl ist, mitten in der Wildnis unbewaffnet vier bis fünf Schritt vor Elefanten zu stehen.

Ein wirklicher Nervenkitzel ist eine Löwenjagd bei Nacht, ohne Gewehr, im offenen Wagen. Ich werde alles so schildern, wie es war, Momente, die sich aneinander reihten und die man auch im Stil nur als Momentaufnahmen geben kann. Paul Lieberenz, unser Kameramann, war mein erster Begleiter, außer ihm konnten zwei mitfahren in unserm kleinen leichten offenen Wagen, aber die Gewehre oder sonstige Waffen blieben zu Hause, denn wir wollten ja nur eine Nachtfahrt machen und versuchen, ob wir nicht Löwen treffen. Nicht schießen wollten wir, nur photographieren und filmen. Als Waffe bekamen die Begleiter eine Magnesiumfackel in die Hand gedrückt, dann ging es los, hinein in den Busch, auf Negerpfaden, die kaum breit genug waren, um das Auto durchzulassen. Die Scheinwerfer leuchten. Wie ein weißes Band liegt der Weg vor uns. Wie eine schwarze Mauer gespenstisch an beiden Seiten der Busch, der seine Geheimnisse verbirgt, die wir ihm ablocken wollen. Wir schalten noch den Sucher ein und leuchten hinein in das undurchdringliche Dunkel. Ich sitze am Steuer, neben mir Lieberenz mit der startbereiten Kamera. Er ist der Befehlshaber



Eine Herde afrikanischer Büffel trifft in der Steppe auf eine Antilopenschär.

suchen die Augen das Dunkel zu durchdringen, das seitwärts liegt, das die Lichter des Scheinwerfers nicht erhellen.

Achtung! Was ist das? Etwas Schweres, Dunkles löst sich aus dem Schatten und wird vom Licht ergriffen. Ihr dahinten, macht die Jackeln fertig. Jetzt kommt das Abenteuer, der Nervenzügel. Es ist eine Löwin, die den Weg kreuzen will. Schnell noch den Sucher auf sie gerichtet, alles Licht, sie darf nicht entkommen. Wir müssen sie festhalten mit einem Lichtstrahl. Sie verhofft, äugt angespannt uns entgegen, man sieht ihr an, daß sie un schlüssig ist. Sie wäre noch gern im Busch verschwunden, aber zu spät, sie ist im Lichtkegel gefangen. Jetzt heran, alle Nerven sind gespannt, näher, immer näher. Zwölf Schritt. Ich stoppe den Wagen ab, ein Stoß von Lieberenz belehrt mich, daß ich noch zu weit, viel zu weit entfernt bin. Den Hebel in den zweiten Gang, langsam vorwärts. Zehn Schritt. Dann bremsen ich, aber wieder ein Stoß. „Ran“, flüstert Lieberenz, „viel zu weit noch, noch ein paar Schritt. Fertig dahinten, Jackeln anbrennen.“

Die Jackeln lodern auf, der Apparat surrt. Unruhig trippelt die Löwin hin und her. Geht halb auf den Weg zurück, bleibt noch einmal stehen, und als die Jackeln niederbrennen, verschwindet sie langsam im Busch. Wir folgen ihr mit dem Sucher, da sehen wir, daß im Gras neben dem Weg zwei Löwenkinder liegen. Vielleicht ein Jahr alt. Die Mutter geht auf sie zu. Ein entzückendes Bild. Vorsichtig drückt sie die Kleinen mit der Pranke nieder, daß sie tiefer und versteckt liegen, nicht gesehen werden. Nur Schritte trennen uns von dem Familienbild.

„Achtung“, sage ich zu Lieberenz, „ich fahre weiter. Vielleicht glückt es uns, sie noch einmal auf der Straße frei zu erwischen.“

Ich gebe Gas, der Wagen springt fünfhundert Meter vorwärts, die Lichter fressen in die Dunkelheit. Halt! Herum mit dem kleinen Wagen, ungeachtet der Steine oder anderer Hindernisse im Weg. Nur ein Gedanke beherrscht uns: Noch einmal heran an das Tier, noch einmal eine Aufnahme! Wir fahren zurück, und richtig, die Löwin steht mitten auf dem Weg, sie hat uns nachgeschaut, bildet sich ein, daß sie ihren Gegner verjagt hätte. Die zweiten Jackeln fertig! Jetzt heißt es auf wenige Meter

heran. Mit dem 1,4-Objektiv ist ein Bild nur auf Schritte möglich. Im Scheinwerferlicht erkennen wir jede Borste an der Schnauze des Tieres, so nahe sind wir. Ich sehe, wie die Löwin ungemütlich wird, die Oberlippe hochzieht, dumpfes Grollen entringt sich ihrer Brust. Die Fangzähne scheinen im Licht. Jetzt heißt es schnell handeln! Noch einmal die Fackeln an, Gott sei Dank, sie brennen beide. Wieder surrt der Apparat, jetzt haben wir sie richtig erfaßt. Die Fackeln erlöschen, der gefährlichste Moment kommt. Bisher war die Löwin geblendet, jetzt umfängt uns Dunkelheit, durch die wir nichts sehen, die aber für die Löwin günstig ist. Es geht gut, denn der Mutterinstinkt treibt sie erst zu ihren Jungen. Ich jage den offenen kleinen Wagen vorbei, er ist ohne Verdeck, ohne Schutz, es ist eine Kleinigkeit für das Tier, hineinzuspringen. Nach einem Kilometer halte ich. Wir haben keine Fackeln mehr, wir müssen zurück zum Lager. Wer weiß, wie lange das Tier dort liegen bleibt? Aber los, vorbei an der Stelle, wo wir vor wenigen Minuten so erfolgreich gefilmt haben. Wenn nur der Weg besser wäre, wenn er nicht so viele Löcher hätte, ganz schmal ist er, auf beiden Seiten Busch, ein Ausweichen ist unmöglich. Aber was hilft's! Los, vorwärts! Wir nähern uns dem Platz, nichts ist auf dem Weg zu sehen. Wir haben Glück. Sie scheint weg zu sein, hinein in den dunkeln Busch, das Fackellicht mag sie erschreckt haben, sie, die sonst in der Nacht nichts fürchtet.

Achtung, hier hat sie gestanden, ich habe die Augen nur auf den Weg gerichtet, keinen Blick kann ich seitwärts werfen, ich muß Löchern, Erdhügeln und andern Hindernissen ausweichen, den Wagen nach rechts und links werfen wie ein Polopony, um die Hindernisse zu vermeiden. Schon glaube ich, alles ist sicher, da plötzlich ein Aufschrei: „Achtung, schneller, schneller, sie kommt!“

Ich darf mich nicht umsehen, obwohl ich weiß, daß eine Gefahr im Rücken liegt, das schlimmste Gefühl, das es gibt, eine Gefahr, der man nicht ins Auge sehen kann.

„Schneller, schneller, sie folgt uns!“ Da, ein Sprung! Gott sei Dank, er war mißglückt, um wenige Zentimeter hatte sie den

Wagen verfehlt, sie hatte seine Schnelligkeit unterschätzt, versuchte aber einen zweiten Sprung, der nicht glücken konnte. Denn ein Löwe kann nicht aus dem Laufen einen großen Sprung machen, er muß sich erst niederducken, muß schleichen, um aus tieferer Position heraus, unter Anspannung aller Muskeln den Sprung zu machen, der ein Todesurteil für das auserkorene Opfer ist. Sie folgt uns über zweihundert Meter, obwohl sie wußte, daß sie uns nicht mehr erreichen konnte. Sie wollte uns aber in die Flucht schlagen, um ihr: Jungen zu schützen. Wie eine Erlösung klangen die Worte an mein Ohr: „Sie fällt zurück.“

Nur ein Hindernis im Weg, ein umgestürzter Baumstamm, ein Flußlauf, und das Abenteuer, das wir frohen Mutes unternommen hatten, wäre uns zum Verhängnis geworden. Kein Wort wurde gesprochen, wir fuhren und fuhren. Erst als wir zum Lager kamen, löste sich die Spannung: „Kinder“, sagte ich, „setzt einen doppelten Kognak!“



Eine von dem Verfasser erlegte Büffelkuh.

Singende Ornamente

Von Dr. Alfred Gradenwitz
Mit 10 Illustrationen

Können denn Ornamente singen? Gibt es denn einen Zusammenhang zwischen Formen und Tönen? Der Tonfilmforscher Oskar Fischinger hat solche entdeckt, und unser Mitarbeiter Dr. Alfred Gradenwitz weiht unsere Leser in Wort und Bild in diese seltsamen Zusammenhänge ein.

In allem Kunstschaffen herrscht Einheit: Dasselbe Kunstwerk offenbart, gleichviel ob vom Auge erschaut, vom Ohr vernommen oder von der Hand erfühlt, seine Schönheit stets gleichermaßen. Schöne Linien können sich in harmonische Klänge wandeln, Klangschönheit in Formen zutage treten.

Schon der Tanz spricht gleichmäßig zu Auge und Ohr: Harmonie von Form und Bewegung, gleichzeitig aber lautlicher Wohlklang; dasselbe gilt von Oper und Singspiel.

Neue Verbindungen zwischen Ton und Form haben dann Schallplatte und Tonfilm geschaffen: Dem gesprochenen Wort



Der Berliner Tonfilmforscher Oskar Fischinger, der Entdecker der „singenden Ornamente“.



Abbildung 1. Wellenbild des Tones *c* in drei verschiedenen Oktaven, nämlich als *C'*, *C* und *c'*. Darunter Wellenbild eines weichen, schwebenden Tones.



Abbildung 2. Drei verschiedene, leise Töne aus drei Oktaven.



Abbildung 3. Drei zugleich klingende Töne Fis,

sowie der gesungenen und gespielten Melodie entsprechen seltsam verwickelte Linienzüge, die — in den geeigneten Apparat gesetzt — dem Ohr jeden Augenblick die ursprünglichen Klänge getreulich wiedergeben.

Und jetzt kommt der Berliner Tonfilmforscher Oskar Fischinger und sagt: „Wollt ihr dem Ohr altbekannte Harmonien oder auch solche ganz neuer Art vorzaubern, so braucht ihr gar nicht die eigenartigen Schnörkel des Filmbildes, den schwer entwirrbaren Niederschlag der Tonfilmaufnahme. Setzt euch einfach an den Zeichentisch und zeichnet mit geometrischer Genauigkeit Gerade, Winkel und Kurven, zeichnet einfachste und verwickeltste Ornamente, und was ihr auch zeichnen mögt, wird auf seinem Wege durch die Tonfilmkamera stets rein und harmonisch klingen, gewohnte Klänge wiedergeben, neuartige schaffen.“

Es gibt nämlich, wie Fischinger feststellt, merkwürdige Zusammenhänge zwischen geometrischen Formen — strengen mathematischen Gebilden und Ornamenten — einerseits und musikalischen Gebilden andererseits. Töne sind Ornamente, und Ornamente können durch den Tonfilm zum Erklingen gebracht werden, das heißt Ornamente, auf Tonfilmstreifen übertragen, offenbaren als Klanggebilde ihren innern konstruktiven Toncharakter als Klang, als Tonbild. Durch den Versuch kann man die unmittelbaren Klangbeziehungen zwischen bestimmten geometrischen Systemen, ihren instrumentalen Formcharakter, feststellen.

Einige Beispiele werden von der Wirkungsweise der einzelnen Wellenlängen ein Bild geben.

Abbildung 1 gibt ein Wellenbild des Tones *c* in drei verschiedenen Oktaven, Abbildung 2 zeigt drei verschiedene leise Töne aus drei Oktaven, Abbildung 3 die drei zugleich erklingenden



aber verschieden stark er-
fis und fis'.



Abbildung 4. Drei gleiche Töne um je
 $\frac{1}{3}$ Ton versetzt.

Töne Fis, fis und fis' und Abbildung 4 drei gleiche Töne, die um je $\frac{1}{3}$ Ton zueinander versetzt sind. In Abbildung 5 sehen wir fünf verschiedene o ineinander geschachtelt.

Flache Wellen ergeben leise, weit entfernt klingende Töne, während rechtwinklig gezeichnete eine normale Lautstärke und hoch gezeichnete Wellen übermäßige Lautstärke ergeben. In Abbildung 6 sind diese Verhältnisse dargestellt. Abbildung 7 zeigt ferner, wie man durch beliebiges Variieren der Wellenform die Qualität des Tones weiterhin wandeln, wie man weiche, schwebende oder andererseits massige schwere, wie man laute, schroffe und weich verklingende Töne erzielen kann.

Bestimmte geometrische Gebilde ergeben ferner mit überraschender Treue die charakteristische Klangfärbung bestimmter Instrumente. So liefern zum Beispiel ineinander gezeichnete Ringe (Abb. 8) den Ton einer elektrischen Klingel, an die sie schon in ihrer ornamentalen Anordnung erinnern. Eine zweite geometrische Figur, die ungefähr einem Flötenton entspricht, hat für das Auge überraschende Ähnlichkeit mit dem Schaubild einer Schlange, und ein drittes Ornament, das fagottähnlich klingt, weist in seiner Form gewisse Beziehungen zu diesem Instrument auf.

Große Bedeutung haben auch die Graustufungen der gezeichneten Musikornamente. Da der Kontrast einer Welle für die vorherrschende Wirkung maßgebend ist, kann man ohne weiteres bestimmte Wellen, das heißt bestimmte Töne, in den Vordergrund stellen und gleichzeitig andere Wellen in graustufigen Tönen darüber lagern. Auf diese Weise erhält man sehr komplizierte Tongebilde, die auch als Ornamente überaus reizvoll wirken.

Schon hieraus erkennt man, wie sich beliebige Tongebilde zusammenstellen lassen. Die Möglichkeiten in dieser Richtung sind



Abbildung 5.

Fünf verschiedene c in-
einander geschachtelt

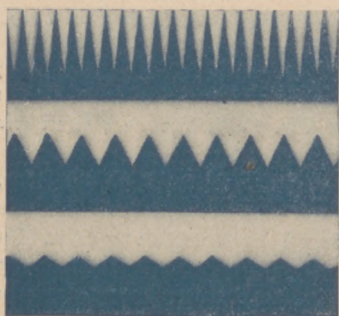


Abbildung 6. Wellenbild desselben
Tones, jedoch verschiedene Laut-
stärke.

Lauter Ton

Normale Lautstärke

Leiser Ton

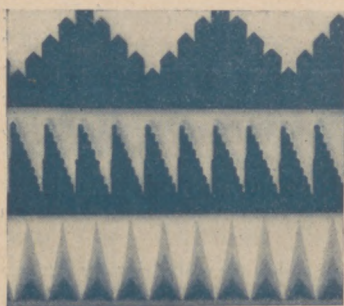


Abbildung 7. Durch Verändern der Ornamente
kann man die Klangfarbe beliebig verändern.

Massiger, schwerer Ton

Laut abrupter Ton

Weicher Raumton

unbeschränkt, sogar persönliche und charakteristische nationale Eigentümlichkeiten lassen sich im Ornament darstellen. Der Deutsche bevorzugt zum Beispiel bei seinem Stimmanfang einen heftigen Anschlag, entsprechend der in Abbildung 9 dargestellten

*Holzartiger Ton (Xylo-
phon)*

*Ton der elektrischen
Klingel*

*Ton einer zweistimmigen
elektrischen Klingel*

Fagotton

Ton einer Flöte

*Hoboetonreiches In-
strument*

Fagottähnlicher Ton

Feiner hoher Ton



*Abbildung 8. Die Klangfarbe ver-
schiedener Instrumente.*

Kurve, während der Italiener und Franzose weichen, melodischen
Stimmansatz liebt, der seiner Natur entspricht und auch im
Ornament seinen Ausdruck findet.

Die hier wiedergegebenen Abbildungen sind Vergrößerungen

aus Tonfilmstreifen von üblicher Breite (3 Millimeter). Schon auf solchen schmalen Streifen kann man verschiedene Ornamente ineinander zeichnen. Weit umfassendere Möglichkeiten ergeben sich aber aus der vollen Ausnutzung der gesamten Breite des Filmstreifens, und hiervon wird der nach dem neuen Verfahren arbeitende Komponist sicherlich Gebrauch machen. Auf einem solchen Filmstreifen kann er aber nicht nur jede Tonhöhe mit äußerster Genauigkeit treffen, sondern auch die den einzelnen Instrumenten eines Orchesters entsprechenden Klangfarben nebeneinander zur Darstellung bringen. Die hierbei erzielte Genauigkeit in Zeitmaß und Abstufung ist durch kein Musikinstrument zu erreichen. Das Werk des Komponisten wird durch die zeichnerische Darstellung in viel weiter gehenden Einzelheiten festgelegt als durch die bisher übliche Notenschrift; alles Persönliche, Charakteristische, alles das, was sonst der Auslegung des Dirigenten überlassen bleibt, findet hier seinen Niederschlag. Ebenso wie die Kopie eines Bildes im besten Falle eine angenäherte Wiedergabe, stets aber eine gewisse Fälschung des ursprünglichen Inhaltes bedeutet, ebenso entspricht auch die Wiedergabe eines Musikstücks durch den Dirigenten nie vollkommen den Absichten des Musikschöpfers. Zum ersten Male wird es durch Anwendung des Zeichenverfahrens dem Komponisten möglich, seine Schöpfungen voll zum Ausdruck zu bringen und vor ungenauer, entstellender Wiedergabe zu bewahren.

Das neue Verfahren eröffnet aber auch der Forschung weitgehende Perspektiven. Die Ornamente primitiver Völker sind zum Beispiel auf ihren Klangcharakter zu untersuchen, der voraussichtlich mit dem Toncharakter ihrer Musik übereinstimmen wird. Entspringen doch beide gleichmäßig dem Harmonieempfinden des Volkes.

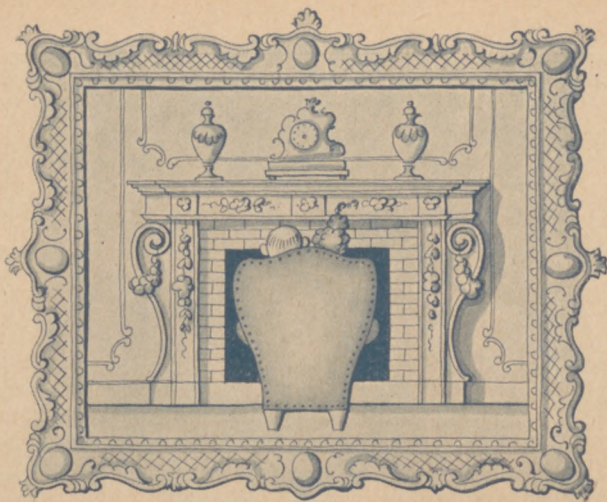


Abbildung 9. Stimmansatz eines deutschen Sängers.

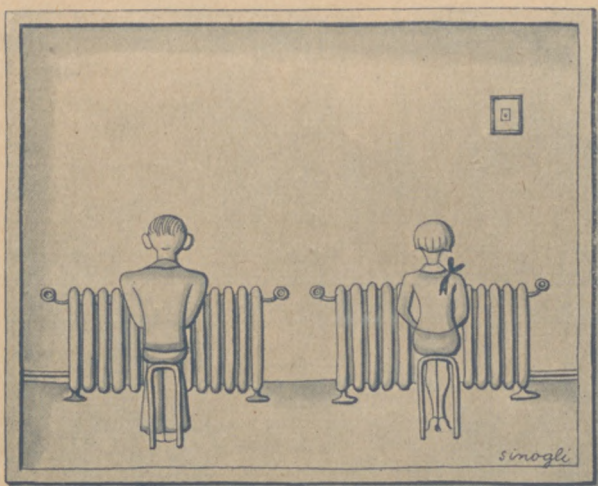


Auch ein „Schwarz“hörer.

Nach einer Zeichnung von Walter Junge.



Einst: Romantik am Kamin.



Jetzt: Moderne Sachlichkeit.

Zeichnungen von Hans Sinogli.

HELGE NEDDERKOPPS

EHE

ROMAN VON LUISE WESTKIRCH

Fortsetzung

Es bedrückte Hannah, daß sie für ihre bedürftigen Verwandten gar nichts tun durfte. Und als Alheid eines Tages unter andern Neuigkeiten berichtete, daß Riecke Hennekamps Ziege eingegangen sei, ging Hannah zu der Truhe, die das von der Großmutter als Hochzeitsgut ihr geschenkte Leinen enthielt, entnahm davon ein Stück und suchte einen Bauern am andern Ende von Torshusen auf, dem ein fast erwachsenes Ziegenlamm im Stalle stand. Gegen das Stück aus ihrem Brautschatz tauschte sie das Tier ein, und am Christabend, als es zu dunkeln begann, stahl sie sich zur Hütte der Großmutter, band die Ziege an die Haustür und flüchtete eilig.

Es hatte seit dem Tod von Helges Mutter, das war seit zwanzig Jahren, kein Christbaum auf dem Paddenhof gebrannt. Hannah bestand darauf, die Weihnachtstanne anzuzünden, und da kein Geld von ihm dafür verlangt wurde, ließ Nedderkopp es nach einigen spitzigen Bemerkungen über Zeitverschwendung und unnützen Firlefanz geschehen. Sie suchte sich eine hübsche Edeltanne aus dem Paddenhofer Kamp aus, besteckte sie mit von ihr selbst gezogenen Talgkerzen, schmückte sie mit Äpfeln, Nüssen und mit viel Sorgfalt gebackenen Kringeln, Herzen und Tauben. Der fröhliche Lichterglanz würde

vielleicht das düstere Gemüt ihres Mannes ein wenig aufhellen, so hoffte sie. Sie hatte ihm einen weichen Schal gestrickt aus von ihr selbst gesponnener Wolle und ein Paar warme Handschuhe für seine Jagdausflüge. Nur durch ihrer Hände Fleiß konnte sie ja Freude bereiten, Liebe beweisen. Hilpert und Palle bekamen jeder ein Paar feste Socken, Meike eine gestrickte Mütze. Halbe Nächte saß sie arbeitend beim Schein der kleinen Herdlampe. Von ein paar Mark, die Helge ihr in einer guten Stunde aus seinem Jagdgewinn zugesteckt hatte, kaufte sie dem alten Nedderkopp einen schönbemalten Pfeifenkopf, denn seine Lieblingspfeife war in Stücke gegangen, als er sie in einem Wutanfall ihr nachgeschleudert hatte.

Um sechs Uhr entzündete sie die Lichter am Baume. In der kleinen Stube stand er. Ein schneeweißes Laken war auf den Tisch gebreitet. Darauf legte sie neben die gefällig dem Gesinde zustehenden Gaben ihre freiwilligen Geschenke. Und ehrlich war die Freude der unerwartet Beschenkten — am strahlendsten ihre eigene über das magere Christangebinde ihres Mannes. Er hatte an sie gedacht, er hatte den Willen, ihr Liebes zu erweisen. Ihr Herz schwoll von Dankbarkeit. Selbst Janfredrik Nedderkopp zeigte sich friedlich. Der Pfeifenkopf gefiel ihm. Ganz leise knurrte er zwar, seine Schwiegertochter hätte ihm statt des Pfeifenkopfes lieber einen Hoserben schenken sollen, wozu noch keine Aussicht schien. Er hielt aber an sich, gebändigt von Kort Palles stahlhartem Blick. So verlief das Festmahl von Buchweizenpfannkuchen mit eingekochten Beeren, das Hannah auf den Tisch des Fletes setzte, ungewöhnlich gemütlich.

Die Lichter waren schon herabgebrannt, als Alheid vom Nachbarhof durch den Schnee herübergestapft kam.

Sie hatte nach dem Rat des von Melchior beschworenen Geistes „dazugetan“ mit Schlaueit und Ausdauer. Aber nicht um ein Haar breit näher zu ihrem Ziel war sie in all den Wochen gekommen. Helge mied sie, wie er sie vom ersten Tag ihrer Heimkehr gemieden hatte. Geschah das aus zu großer Liebe — oder aus Gleichgültigkeit? — Der allwissende Ariel, den sie mit Fragen darüber bestürmte, erwies sich wortkarger und verschlossener bei jeder Sitzung.

„Meine Tochter“, erklärte Melchior eines Tages mit Würde, „die Schuld liegt vielleicht an dir. Die Geisterwelt will bezwungen werden durch verdienstliche Taten. Dein Eifer ist zu lau.“

„Nee“, verwunderte sich Alheid. „Bin ich nicht bei all dein Sitzungen gegenwärtig? Befolg ich nicht dem Ariel seine Weisungen aus all mein Kräften?“

Melchior strich seinen langen Prophetenbart. „Die Geister verlangen Opfer. Das haben sie getan, solange die Welt steht — Opfer von Dingen, an denen das Herz der Erdenwürmer hängt. Mein Kind, hast du nicht in deiner Bibel von dem armen Mütterchen gelesen, das seinen letzten Groschen als Opfer auf den Altar legte? Und der Groschen wurde ihr angerechnet, höher als den Reichen all ihr Gold.“

Opfer brachte Alheid nicht gern. Sie hatte auch gemeint, daß Geister nicht so habgierig seien wie Menschen. Aber, wenn es sie auch hart ankam, fortan lag an jedem der Sitzungsabende ein Silberstück zwischen den Kupfermünzen auf dem Sammelbecken des Propheten.

Daraufhin wurde Ariel wieder umgänglicher. Er antwortete, wenn auch nicht ganz verständlich, sondern in dunkeln Redewendungen, aus denen eine auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Phantasie sich allenfalls eine

Verheißung herausdeuten konnte. Gestern abend endlich, als Alheid zur Christgabe ein Fuder Torf hatte vor die Hennekamp'sche Hütte fahren lassen, gestern abend war ihr auf ihre immer wiederholte Frage klarer Bescheid geworden. „Ja. Der Winterfrost oder die Sommerglut würden die Blume im Nachbargarten mähen, bevor die Sonne durch alle Jahreszeiten gewandelt sein würde.“

Alheids Herz schlug wild. Ihr Jubel erstickte sie fast. Je hartnäckiger Helge sich von ihr zurückzog, umso leidenschaftlicher war ihr Verlangen geworden, ihn zu besitzen. Und nun war's Gewißheit: die Blume im Nachbargarten welkte, ihre Rosen würden blühen!

Sie konnte nicht still die Freude tragen. Es trieb sie am Christabend zum Paddenhof. Dem alten Mann wollte sie ein Stück von ihrem Festkuchen bringen, gab sie vor. In Wahrheit konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, die Blume anzuschauen, die sie von dem Geliebten trennte, die prangte in voller Pracht — in voller Pracht sterben mußte, um ihr den Weg frei zu machen.

Der alte Nedderkopp zeigte sich gerührt, zog sich aber bald in sein Bett zurück — eitel Freude um sich zu sehen, vertrug er nicht gut. Das Gesinde schwazte um die Feuerstätte auf dem Flet, und Helge war nach kurzem Gruß aus der Stube gegangen. Alheid war allein mit Hannah.

Auf dem Tannenbaum schimmerten gelblich die Stümpfe der herabgebrannten Kerzen, leuchteten die roten Weihnachtsäpfel. Hannah bot der jungen Witwe, vor der sie eine unbehagliche Scheu nicht überwinden konnte, von ihrem Gebäck an, ließ sie die bescheidenen Gaben unter dem Baume bewundern.

„Ruck bloß, Alheid, so'n Paar feine, feine Schuhe hat

wohl, sein Sinnen einzig zu richten auf sein Heil in einer besseren“, sprach sie mit feierlichem Ernst.

Hannah wurde bang. — „Was willst damit sagen?“

„Ich mein es gut mit dir“, fuhr Alheid fort. „Ich möchte nicht, Hannah, daß du in irdischem Leichtsinn un Hochmut dein Seelenheil verlustig gingst. Da um acht ich es für mein Pflicht — so schwer es mich auch ankommt — für mein Pflicht, dir die Wahrheit nicht zu versweigen. Du wirst kein Weihnachtsbaum mehr brennen sehen, Hannah. Du mußt sterben noch in diesem Jahr.“

Hannahs blühendes Gesicht wurde bleich.

„Was? — Was sagst dr? — Sterben muß ich? Sterben — so bald all? — Bin ich denn krank? Ich weiß dr nix von —“

„Der Mensch blühet wie eine Blume und fährt dahin wie ein Gras, das der Smitter mäht“, zitierte Alheid, nicht ganz korrekt, aber eindringlich. „Du bist ein Gezeichnete, Hannah.“

Hannah preßte verängstigt die Hände auf die Brust.

„Nee, nee, ich will noch nicht sterben! Noch nicht. Du — wie hast das Herz, mir das zu sagen? Wie kannst dr um Bescheid wissen?“

„Die Geister, über die dein Oheim Melchior Gewalt hat, denen du wie ihm die schuldige Achtung versagst, und die ihm dienen, haben dein Urteil gesprochen. Es ist unabwendbar.“

„Sterben“, murmelte Hannah, „kein Sonne mehr sehen — kein Blumen — fort von mein Helge — —“ Tränen rannen über ihre Wangen.

„Ein bessere, ein viel bessere Welt wird sich vor dir aufthun“, tröstete Alheid. „Mußt bloß in dich gehen un würdig dein Vorbereitung treffen mit Gebet un Zerknirschung. Damit, daß du das nicht versäumst,

sie reichte ihm ihre Hand, und nur mühsam verbarg sie den Jubel ihres Herzens.

Er ergriff sie mit schmerzendem Druck.

„Zum letztenmal, Alheid — zum aller-allerletztenmal —“

„Je, warum denn das?“ fragte sie, kühn geworden. „Ist unser Kinderfreundschaft denn ganz aus un vorbei?“

„Es muß so sein“, antwortete er traurig. „Ein Mauer steht zwischen dir un mir, ich hab's dir gesagt. Du mußt dein Leben leben auf der einen Seite, ich auf der andern. Da über wollen wir uns kein false Vorspiegelungen machen. Du, das weiß ich — un Gott is mein Zeuge, ich vergönn dir's — wirst bald eintrecken in das Haus von ein andern Mann, wirst ein andres Glück finden am eigenen Herd — ich — — Gleichviel. Aber die Dage, an denen wir uns lieb hatten, sind doch fein gewesen. Un damit, daß du an diese Dage in dein künftigen glücklichen Leben dich gern erinnern magst, hab ich dir ein Andenken bestimmt. Da! Nimm. Ich hoff, du wirst es in Freude dragen.“

Er hielt ihr den Anhänger an seinem Kettchen hin. Im Schneelicht, im Licht der Sterne sah sie ihn funkeln.

„Ist der fein! Ist der einmal fein!“ stammelte sie entzückt.

„Du bist mir das Liebste auf dieser Welt gewesen, Alheid“, fuhr er fort. „Du bist es vandage noch, un du wirst es bleiben, bis die Dotenlichter für mich brennen. — Das solltest einmal wissen. — Un nu — nix mehr.“

„Helge!“

Sie hielt ihn, der sich zum Gehen gewandt hatte, zurück. Ihr Ohr, ihr Herz hatten sein Bekenntnis getrunken wie einen berauscheden Trank. Die Geister hatten ver-

sichert, daß sie hoffen dürfe — warum sollte nicht auch er hoffen?

„Helge — wenn dem so is, wie du sagst — denn brauchst nich zu verzagen — un ich auch nich. — Man bloß warten müssen wir beide — warten —“

„Auf was?“

„Je nu — — Die Mauer, von der du sprichst, könnte doch eines Dags einstürzen — wie? — Hat nich ein Blitz mein Mann gans unverwacht niedergeslagen? — Wenn nu ebenso — ich mein — sterblich sind wir alle —“

Mit einem Schauder fuhr Helge zurück.

„Gott soll mich bewahren vor so sündige Wünsche! — Mein Hannah is ein gute Frau — ein bessere, als ich verdien. Auch nich mit ein Gedanken möcht ich ihr zu nah tun!“

Hastig eilte er zum Haus zurück.

Auf ihren zu engen Schuhen humpelte Hannah am Christmorgen neben Helge zur Kirche nach Hepstedt. Sie verbiß tapfer den Schmerz. Es war solches Glück, an ihres Mannes Seite zu schreiten, ihn für sich zu haben, für sich ganz allein, nur mit dem lieben Gott ihn zu teilen — ein so seltenes Glück. Ach, und so bald schon sollte sie ihn verlassen müssen, verlassen die bittersüße Wonne, ihn in ihrer Nähe zu wissen, ihr eigen, wenn er auch meist über sie wegsah. Wenn sie es wenigstens nicht gewußt hätte, daß sie so schnell schon Abschied vom Leben nehmen müsse! Lange schritt sie schweigend neben ihm her. Endlich quoll ihr Herz über.

„Helge —“

„Was möchtst?“

„Helge — wenn ich nu — bald schon — von dir weggeh — spurlos, wie der Snee da smilzt — das muß dir

immer vorhalten: ich hab allzeit getan, was ich vermögend war, dir das Leben leicht zu machen — wenn es mir auch man schlecht gelungen is. — Helge — wenn ich dr nich mehr bin — wirst unterweilen mal mit freundlichen Gedanken an die Hannah dich erinnern, wenn du an ihrem Grab stehst?“

„Wie kommst auf so dumme Gedanken?“ antwortete er ungeduldig. „Bist nich jung un lebfrisch un gesund? Aus was für Ursach solltest denn sterben?“

„Doch, doch, Helge. Ich weiß, ich werd bald ein andere Platz machen müssen — Ein, die geschickter is als ich un die dir besser gefällt — — die Leut sagen, du hast ihr all lang gern gehabt —“

„Sweig still!“ gebot er heftig. Er mußte an Alheids Rede gestern denken.

„Nee, sei nich fals, Helge. Ich gönn dir's ja — jedes Glück vergönn ich dir. Dich mehr liebhaben als ich — das kann freilich kein —“

Er wandte sein Gesicht weg. Das Blut war ihm bis unter das Stirnhaar gestiegen.

„Wir tun unser Schuldigkeit“, sagte er rauh, „du un ich — wir beide. Mehr kann keiner. — So 'ne Redensarten laß unterwegs.“

Vor ihnen lag die Kirche von Hepstedt. Auf den Beginn des Gottesdienstes wartend, standen Gruppen von Männern und Weibern vor dem Portal. Melchior Hennekamp mit seinem Prophetenbart stach aus ihrer einer hervor. Von dem verlorenen Schaf, seiner Nichte, wandte er mit Nachdruck sein Antlitz. Aber Großmutter Hennekamp redete Hannah an, sobald Helge einen Bekannten aus einem Nachbardorf begrüßte.

„Das magere Knochengestell von ein Ziegenlamm wirst woll du mir an mein Haustür gebunden haben.“

Ich vermein, ein reiche Bäuerin, so wie du, hätt uns woll ein gute Milchziege zuwenden können. Zu viel Mehrigkeit läßt nich fein, mein Dern. Dein alter Geizfragen von Bauer weiß dir's kein Dank. Un Melchior sagt, es freit zum Himmel, wie du dein Blutsverwandten traktierst.“

Die Glocke, die zu läuten begann, überhob Hannah einer Antwort. Bedrückt trat sie an ihres Mannes Seite in das Gestühl im Kirchenschiff, das auf einem Schild den Namen Nedderkopp trug. Die beiden waren die einzigen darin. Auf der andern Seite des Schiffes saßen in ihrem Gestühl Düllmeiers mit der heimgekehrten Haustochter. Helge aber sah auf sein Gesangbuch und mit keinem Blick hinüber. Und als der Gottesdienst zu Ende war, schloß er sich nicht den Heimkehrenden aus Torshusen an, sondern nahm Hannahs Hand und zog sie mit sich auf den kleinen Friedhof zu dem verschneiten Grabe seiner Mutter. Hannah freute sich dieses Zuges von Kindesliebe. Aber Helge hatte nur warten wollen, bis die letzten seiner Kolonie weit voran waren. Dann kehrte er mit Hannah heim.

So schleppte der Feiertag sich hin. Die Arbeit ruhte. Der alte Nedderkopp rauchte aus seiner neuen Pfeife und trank Schnäpfe mit einigen Nachbarn. Helge streifte mit seiner Flinte im verschneiten Moor umher. Knechte und Magd hielten Zwiesprache mit Kameraden auf der Dorfstraße. Zu Hannah jedoch kamen keine Besucherinnen. Die Standesunterschiede im Moor sind streng. Die Enkelin der alten Hennekamp, das ledige Kind, wurde auch als Bäuerin vom Paddenhof nicht als voll anerkannt. Einsamkeit umgab sie.

Als das Vieh besorgt war, ging sie hinaus vor das Dielentor, um wie jeden Tag die Reste der Mahlzeiten

den Vögeln in den Schnee zu streuen. Die saßen schon wartend auf den kahlen Ästen des Kampes, flogen herab bei ihrem Nahen, umflatterten sie zutraulich wie Tauben. Zuerst kamen die großen, die grauen Krähen, fischten sich die dicken Brocken, schleppten sie fort, verscharrtten sie. Die Bröckchen und die Körner pickten alsdann geschäftig die kleinen, das bunte Gewimmel der Stieglitze, Meisen, Buchfinken, Sperlinge, Drosseln.

Ohne daß sie ihn hatte kommen hören, stand Kort Palle neben ihr.

„Sieh da“, sagte er, „auch den Rabenviechern gönntst ihr Futter, Bäuerin. Das gefällt mir. Ich mag die ausgeschämten Bengel woll leiden.“

„Hunger tut weh“, meinte Hannah, „ihnen wie uns.“
Palle nickte. „Ja, Hunger tut weh.“

Er wußte, wonach die Frau da neben ihm hungerte. Und seine hellen Augen hatten längst durchschaut, daß und warum ihr Hunger nie gestillt werden würde. Zorn gegen den blinden Narren, den Erbsohn des Paddenhofes, stieg wieder einmal in ihm auf. Er wandte sich rasch. Was halfen hier Worte?

Der erste Tag des neuen Jahres kam. Palle sagte dem Bauern den Dienst nicht auf, zu Hilberts und Meikes Freude. Denn er war es, der Leben und Munterkeit in das von Nedderkopps Zornausbrüchen und Helges stummer Verbissenheit verdüsterte Hauswesen brachte. In den Spinnstuben war er der Liebling der jungen Dirnen, es gab sogar Bauerntöchter, die gern mit dem schmucken Knecht sich eingelassen hätten.

„Das Leben ist wie ein wildes Tier im Zirkus, Bäuerin“, sagte er einmal zu Hannah. „Wer sich dagegen wehrt und nicht nachläßt, sich dagegen zu wehren, der kriegt es am letzten Ende unter.“

An den Spruch dachte Hannah gern. Ja, sie wollte sich wehren. Und wenn es denn in Gottes Rat beschlossen war, daß sie bald von Hof und Leben scheiden mußte, dann wollte sie das Reich, in dem sie gewaltet hatte, in tadellosem Zustand hinterlassen. Sie schaffte noch eifriger als zuvor, wagte sogar mit strengen Worten die allzu bequeme Meike anzutreiben. Blichblank wurde jedes Fleckchen, jeder Winkel im Hause. Das Vieh stand wohlgepflegt und wohlgefüttert, strotzend von Gesundheit, hinter seinen Stäben auf der Diele. Sie spann und webte Flachs und Wolle und hielt Meike zum Spinnen an, und oft, wenn der ganze Hof schon im Schlafe lag, saß sie noch beim Schein der kleinen Herdlampe auf, nähte und richtete Gewand für Männer und Frauen. Und über dem eifrigen Schaffen wurde ihr Herz wieder leichter. Zart und schwach begannen Hoffnung und Mut in ihrer Seele wieder aufzuwachen. Eines Morgens ertappte sie sich dabei, daß sie ein Liedchen vor sich hinsummte. Da, als sie den Schnee vom Fensterbrett der Kammer wegfegen wollte, entdeckte sie auf seinem Weiß einen weißen Zettel. Darauf stand in großen, schwarzen Buchstaben: „Dein Ende ist nahe. Bereite Dich.“

Ihr war, als habe sie unversehens auf eine Kreuzotter getreten. Das Blatt entglitt ihrer Hand. Sie mußte sich niedersetzen, und Schluchzen schüttelte sie. Wer war denn so grausam, sie in dieser rohen Weise an ihr trauriges Schicksal zu mahnen?

Karo, der die Herrin betrübt sah, schmiegte den zottigen Kopf in ihre Hand und blickte mit seinen alterstrüben Augen teilnahmvoll zu ihr auf.

Da stellte sie sich entschlossen wieder auf ihre Füße. „Wir tun unsere Schuldigkeit“, hatte Helge gesagt. „Mehr kann keiner.“

Nein, sie wollte sich nicht unterkriegen lassen. Sie schaffte rüstig weiter.

Am Nachmittag kam Alheid. „En beten wittsnäblig siehst vandage aus“, meinte sie, Hannah neugierig musternd. „Hast leicht Wehdag?“

„Ich bin gesund“, antwortete Hannah.

„Ein kann auch siech sein in sein Seele, Hannah.“

Darauf antwortete Hannah nicht. Sie ging aus der Thür, ließ Alheid allein. Nein, sie wollte sich nicht unterkriegen lassen. Solange sie auf ihren Füßen stand, wollte sie den Kopf hochhalten.

Als sie am nächsten Sonntag neben Helge in das Nedderkoppsche Gestühl trat, fand sie auf ihrem Plazze wieder einen weißen Zettel: „Selig sind, die in Gott sterben. Aber wehe dem, der unvorbereitet zum Gericht geht.“

„Was is das?“ fragte Helge.

Sie wollte nicht sprechen von diesen Mahnungen. Sie wollte nicht noch einmal zu Helge sprechen von ihrem nahen Ende. Er hatte es ihr ja verboten.

„Es is ein Bibelspruch“, erklärte sie tapfer. „Ein von den Hefstedter Jungens mag das Blatt bei der Christenlehre verloren haben.“

Und immer wieder fand sie jetzt derartige Mahnungen. Sie steckten in ihren Holzpantinen, in ihrem Eierkorb in der Vorratskammer, sie lagen auf ihrer Kommode zwischen den altmodischen Porzellanfiguren, in den Ständen der Küche und Schafe. Sie verbarg die Zettel, sprach zu niemand davon. Sie biß die Zähne zusammen und ging unbeirrt ihren Weg weiter.

Draußen fiel unterdessen der Schnee Tag für Tag, Nacht für Nacht. Er fiel in großen, weichen Flocken, er fiel als schleierhaftes Geriesel. Er stieg die niedrigen

„Es is noch alle Jahr gut gegangen, es wird auch in diesem gut gehen“, erklärte Düllmeier, der kein Schwarzseher war.

Und Alheid kämpfte sich an jedem Freitag immer wieder zu Melchior Hennekamps Hütte durch und holte sich Trost und Hoffnung aus seinen dunkeln Drakelsprüchen. Ungeduld verzehrte sie. Sie war des Lebens in ihrem Vaterhause überdrüssig. Herrin wollte sie sich wieder fühlen auf eigener Scholle. Aber, wie eifrig sie spähte, sie konnte bei Hannah kein Anzeichen nahen Verfalls entdecken. Rosig blühte der jungen Frau Gesicht, und rasch und federnd blieb ihr Gang. Auch die beständigen Mahnungen an ihren nahen Tod schienen sie nicht anzufechten. Einigemal hatte Alheid versucht, ihr davon zu sprechen. Hannah hatte gleichmütig erwidert: „Es wird geschehen, wie Gott will“, und von andern Dingen geredet.

Einander gleichend wie die Perlen einer Kette, reihete derweil sich Tag an Tag, und ehe die von dem Gleichmaß solchen Gleitens eingewiegten Moorleute sich's versahen, war der Frühling da.

Er kam über Nacht. Mit Blitz und Donner kam er, mit klatschenden Regengüssen. Die Schneefläche zerschmolz vor seinem heißen Atem. Wie ein grimmes Tier heulte er um die Strohdächer, von denen als Bäche die Schneemassen herabschossen, herab in das flache Land, in die Kanäle, deren berstende Eisrinden sie nicht aufzufangen vermochten, deren Eisshollen die Wasserwege versperrten. In toller Herrscherlust fegte er weg, was ihm im Wege stand. Die Moorebene wurde zum See, der in Wirbeln strudelte. Entwurzelte Baumstämme, Hausrat, Ackergerät trieb daher, stieß als Sturmbock gegen das Menschenwerk, das noch feststand.

„Die Frauensleute! — Wo sind eure Frauensleute?“
schrie er Düllmeier zu.

Aber der war wie von Sinnen, hörte und sah nicht, heulte und jammerte nur immer nach einem Strumpf in seinem Bettstroh, den jemand ihm holen sollte und den keiner ihm holte.

Da warf Helge sich in die Flut, rang sich durch bis in das wankende Haus. Und wahrlich! da stand Frau Düllmeier, fast bis zu den Schultern im Wasser, packte in Fieberhaft Schinken, Würste und Leinenrollen in eine Kiepe, die Magd kramte mit fliegenden Händen aus einer Truhe nutzlosen Kram hervor. Er stürmte an ihnen vorbei. Alheid! Wo war Alheid?

In ihrer Kammer fand er sie, verzweifelt bemüht, den Deckel von einer Truhe zu heben, den das Gewicht des Wassers, das ihr schon bis über die Achseln reichte, niederdrückte.

„Alheid —“

„Du? — Du, Helge! Das is fein, daß du dr kömst.
— Der Deckel — Ich hab die Kraft nich — Hilf mir!“
Er packte sie mit hartem Griff.

„Bist aus dein Sinnen?! — Das Haus bricht zusammen. Un — du —“

„Nee, nee. Der Smuck, den du mir verehrt hast — ich muß ihn haben! Dein Smuck, Helge! — Hilf mir doch!“

Er hörte sie gar nicht mehr an. Mit fast roher Gewalt riß er sie fort.

„Willst ersaufen wie eine Ratte in der Falle?“

„Der Smuck — Helge — —“ Sie weinte.

Er schob, er riß, er drückte sie zur Flettür. Im Waten schrie er den beiden Weibern zu: „Kaus! — Kaus! So flink ihr könnt! — Das Haus sackt zusammen.“

Sie begriffen endlich. Sie wateten, hart mit dem Wasser kämpfend, zum Ausgang, in den Händen den wertlosen Plunder mitschleppend, den sie in ihrer Angst errafft hatten.

Palle und Hilpert halfen unterdessen den Düllmeierschen Söhnen die Milchkühe bergen. Es war harte Arbeit. Aber Palle ließ nicht nach. Mit seiner Gewandtheit, seiner ungewöhnlichen Körperkraft flößte er Vertrauen ein, brachte die Verängstigten zur Besinnung, zu ruhigem Schaffen. Als sie die vierte Kuh herausgezogen hatten, neigten sich die Lehmwände.

„Schluß“, sagte Palle.

„Noch eine“, bat der älteste Düllmeier.

Und Alheid flehte und bettelte: „Mein Traube! — Mein Smuck! — Palle! — Du hast so viel Traute! — Rett mir mein Smuck!“

Aber Palle schüttelte den Kopf. „Ich hab man e i n Leben.“

Auf dem schmalen Damm, der vom Paddenhof hinüberführte fast bis zu den Düllmeiers, dem Damm, der zur Stunde das Wasser hinderte, sich weiter auszubreiten, stand eine Gruppe von Kolonisten. Untätig standen sie. Ihre Erfahrung sagte ihnen, daß es hier nichts mehr zu tun gab. Der alte Redderkopp, Hannah, Meike hatten sich zu den andern gefunden. Schluchzend und schauernd in ihren triefenden Gewändern, jammernd um den verlorenen Hof, kauerten die Düllmeierschen Frauen im nassen Kraut des Dammes. Die Düllmeierschen Söhne hatten den schier unbefinnlichen Vater mit hinaufgezerrt auf sichern Boden. Bewegungslos, mit starren Augen sahen sie ihren Wohlstand, sahen den Grund, auf den ihr Leben gebaut war, versinken.

Jetzt neigten sich mit fast anmutsvoller Gebärde die

Hauswände. Als wollte es sich vor der Gewalt der Vernichtung verbeugen, senkte das Strohdach sich langsam, langsam drüber hin, erstickend, was unter ihm noch atmete. Mit einem Schlag verstummte das wilde Brüllen und Kreischen der gefesselten, eingesperrten Tiere. Todesstille lag über dem Massengrab. Nur der Sturm heulte sein Klagelied, der Regen rauschte darüber hin.

Durch eine Bresche der zusammengesunkenen Mauern begann allgemach Hausgerät zu treiben: Tische, Stühle, Truhen, Leichen von Schweinen, Hühnern. Wie gebannt standen noch immer die Gruppen auf dem Damm, hilflos in das Verderben, die Auflösung vor ihren Augen starrend.

Auf einmal schrie Alheid auf: „Mein Truhe! — Die Truhe mit mein Schmuck! Das is sie! Da treibt sie! Laßt sie nich forttreiben in den Kanal! Oh, um alles in der Welt! Helge! Palle! Fischt mir mein Truhe raus!“

Niemand wagte sich in den wilden Strudel, der schwere Möbelstücke forttrieb. Alheid schluchzte in Verzweiflung.

Da ersah Hannah eine Gelegenheit. Ihr Leben sollte sich ja doch dem Ende zuneigen. Ein paar Wochen mehr oder weniger — was verschlug das? — Die Truhe hatte sich im Treiben an einem Baumstamm verhaft. Sie lag für Augenblicke still. Wenn man sich einige Schritte in das Wasser wagte, ein Seil darum warf — Seile hatten die Nachbarn genügend mitgebracht. Unbenutzt lagen sie auf dem Damm. — Sie ergriff ein Tau, sie warf sich in die Flut.

„Hannah!“

Der Schrei erstickte auf Helges Lippen. Mit weit offenen Augen starrte er auf sein junges Weib. Etwas in seinem Herzen sprang auf, etwas nie Bekanntes, er

halb der Treibenden warf er sich in die Flut, faßte sie, die noch immer den Strick mit der Truhe umklammert hielt. Mit seiner Riesenkraft stieß er den Baum, der sie gefaßt hatte, zur Seite, daß er zischend vorüberschoß. Mit einem Arm hielt er die Frau, mit dem andern ruderte er gegen den Strom. — Unnötig, daß Helge ihm beisprang. Es gelang ihm, er zog die Frau, die kaum ein Lebenszeichen mehr gab, mit sich, mit ihr die Truhe, die ihre Hand nicht losließ. Und jetzt hatte er festen Grund gefunden.

Gerettet beide!

In Helge kochten nach der ausgestandenen Angst Grimm und Eifersucht. Was hatte der Fremde sein Leben zu wagen für seine, Helges, Frau? — Diese Minuten qualvollster, nie gekannter Empfindungen würde er im Leben nicht vergessen — würde er seiner Frau nicht vergessen, und ihrem Retter nicht.

Hannah lag noch auf den Knien, atemlos. Von ihrer Stirn rann Blut, ihre Hand hielt wie im Krampf noch immer das Seil der Truhe fest.

„Wie hast das tun können? Wie hast das tun dürfen?“ herrschte Helge sie an, brutal in seiner furchtbaren Aufregung. „Um so 'n Plunder! Sünde un Schande!“

„An mir is doch nix gelegen“, murmelte Hannah kaum hörbar. — „Da — Alheid — da hast dein Truhe —“ Alheid war eilig herzugelaufen.

„Sollst bedankt sein“, sagte sie leichtthin. Sie schlug den Deckel der Truhe auf, zog die kleine Schachtel heraus, hielt sie jubelnd empor.

„Mein Smuck! Der feine Smuck, den du mir gegeben hast, Helge! Oh, daß ich den man wieder hab.“

Der Untergang ihres Vaterhofes ging ihr nicht sehr nah. Ihr eigenes Heiratsgut, zweitausend Mark, lag

in Sicherheit auf einer Bank in Bremen. Sie war noch immer für einen Freier eine begehrte Braut.

Palle richtete Hannah in seinen Armen auf.

„Wirst dich flink niederlegen müssen, Bäuerin“, sagte er leise. „Kannst stehen? Oder müssen wir dich aufhören?“

„Ich denk, ich kann's“, murmelte Hannah, sich gewaltsam straffend.

„Denn so komm.“

Aber jetzt schob Helge ihn heftig zur Seite.

„Das is mein Sache, Palle.“ Er faßte Hannah um den Leib.

Palle sah ihn groß an.

„Is gut, wenn du das einsehst, Bauer.“

Er trat zurück.

Helge zog Hannah auf dem Damm vorwärts. Er preßte sie so fest an sich, daß er ihr weh tat. Dabei schalt er ohne Aufhören auf sie ein. Irgendwie mußte das ungeheure, rätselhafte Gefühl in seinem Herzen, die bis zum Irrsinn gesteigerte Angst, die er ausgestanden hatte, sich Luft machen.

Sie ging mit gesenktem Kopf, schwindlig, und erwiderte kein Wort.

Der Regen hatte aufgehört, nur der Sturm heulte noch und jagte schwarze Wolkenfetzen über den Himmel.

„Ja, denn kommt man allesamt mit nach 'n Paddenhof, ihr Düllmeierschen“, sagte Nedderkopp. „Un bleibt dr, bis wir Dorfhüsener euch geholten haben, euer Haus wieder aufzubauen. Ich mein, wir haben dr am besten Platz zu.“

„Is recht so, Nedderkopp“, erklärte der Vorsteher. „Is am besten so.“ Und zu dem noch immer wie blöd vor sich hinstarrenden alten Düllmeier gewandt, tröstete

er: „Man bloß nich den Kopf hängen lassen, Nachbar. Is Gottes Schickung. Kannst dr nich für. Un wir stehn insgesamt zu dir, wir Dorfhusener, wir helfen dir wieder auf die Beine.“

Aber Düllmeier murmelte nur immer geistesabwesend von einem Strumpf, einem blauen Strumpf in seinem Bett.

Als Hannah mit Helge auf dem Paddenhof anlangte, machte sie sich sacht von ihm los.

„Ich muß dr flink ein Unterkunft bereiten für unser Nachbarn. Es is ein Hümpel Menschen, weißt.“

Aber jetzt redete Helge ein Machtwort.

„Zu Bett legst dich upstunn, un kein Hand rührst. Runter mit dein triefenden Gewandstücken! Meike soll dir ein heißen Tee kochen un dein Wunde auswaschen. Still liegst. — Was dr zu tun is, wird woll ohne dich zurechtkommen.“

„Ja“, sagte Hannah leise. „Alheid is ja so 'n geschickte Person.“

Es gab ihr doch einen Stich ins Herz, daß man ihrer nicht bedurfte. Aber sie fühlte sich völlig kraftlos, hilflos.

Es ging wirklich ohne sie. Gut ging's. Alheid riß aus Truhen und Schränken trockenes Gewand für Männer und Weiber. Sie bereitete Lagerstätten, verteilte mit Umsicht die vielen Gäste in die Kammern und Winkel des Hauses, sie kochte ein gutes, heißes Nachtmahl.

Mit großem Beifall sah der alte Nedderkopp ihr Walten.

„Nu führst doch auf dem Paddenhof das Regiment, Alheid. Warum, warum hast nich mein Swiegerdochter werden wollen? Wir beide hätten uns verdragen. Das hätten wir. Mit dem Menschenkind, das mein Sohn mir auf 'n Hof gefreit hat, is kein Ehre einzulegen. Nich mal

„Roman von Luise Westfisch“
einen Enkel bringt sie mir auf die Welt. Der Paddenhof steht auf zwei Augen. Tja — es is hart für mich alten Mann.“

Derweil lag Hannah in ihrem Bett einsam im Dunkeln. Alheid kam nicht, Helge kam nicht. Alle im Hause hatten mit sich selbst zu schaffen. Nur zu der angelehnten Tür herein schob sich Koro, der halbblinde Hund, schmiegte seinen Kopf an ihren Pfühl und stöhnte voll Teilnahme.

Da legte sie ihre Hand auf sein Zottelfell und weinte.

Auch am nächsten Tag mußte Hannah noch im Bett bleiben. Alheid wirtschaftete derweil im Hofe frisch und stürmisch wie der Frühling draußen. Erquickung war's, ihr strahlendes Gesicht zu sehen in dem verdüsterten Hauswesen. Der Jubel, der ihr Herz erfüllte, schlug nach außen. Sie stand auf dem Platz, auf dem zu stehen sie Verlangen trug. Wer konnte wissen, ob sie nicht dauernd darauf bleiben würde? Die ihn ihr streitig machte, lag kraftlos darnieder. Vielleicht — vielleicht stand sie überhaupt nicht wieder auf. Und wenn selbst — Melchior's, des Geisterbanners, Prophezeiung, begann sie nicht schon sich zu erfüllen? Begann sie nicht schon zu welken, die Blume im Nachbargarten? Bildschön war die junge Witwe anzuschauen in dem Glücksglanz, der von ihr ausstrahlte, bildschön in Hannahs Hochzeitsgewand, das Hannah nur an hohen Festtagen trug, das Alheid aber für den Alltag anlegte, weil ihre eigenen Gewänder im Schlamm unter den Trümmern des Düllmeierschen Hauses lagen, von den Arbeitskleidern Hannahs aber keines ihr paßte — so behauptete sie. Im vollen Glanz ihrer Gesundheit und Schönheit bewegte sie sich stündlich vor Helges Augen.

Als Hannah nach zwei Tagen aufstand, blaß und

matt, mit einem Tuch um die Kopfwunde, fand sie sich völlig ausgeschaltet. Jedes Gerät war aus seiner Stelle gerückt, jede Ordnung umgewandelt. Anders die Stunden der Mahlzeiten, die Mahlzeiten selbst anders zubereitet. Auf ganz andere Art wurde das Futter für das Vieh gekocht, sehr viel sparsamer, viel weniger kräftig. Nur zweimal wöchentlich wurde die Stallstreu erneut.

„Unser Kühe sind gut zu paß gewesen bei mein Behandlung“, sagte Hannah ein wenig empfindlich. „Ich möcht drbei bleiben.“

„Sie werden auch in Zukunft gut zu paß sein“, wies Alheid sie zurecht. „Weißt, wenn ein mit ein Pfennig so weit kommt wie mit ein Groschen, denn muß ein mit ein Pfennig wirtschaften. Du verstehst das man noch nich. Bei so 'n großen Hof, wie der Paddenhof is, bringen ersparte Pfennige viel ein. Dein Swiegervadder is ganz einverstanden mit mein Einrichtungen.“

Ja, der alte Nedderkopp sah befriedigt schmunzelnd der Umwälzung zu, von der er annahm, daß sie die ungeru geduldete Schwiegertochter verdrosß und ihm Geld sparte.

„Von Alheid kannst was lernen“, belehrte er Hannah. „Paß man gut auf, wie sie die Dinge angreift.“

Er brauchte Geld. Mit höchster Ungeduld hatte er den Umschlag der Bitterung erwartet. Schon war er gezwungen gewesen, um seine Spielverluste zu decken, bei Abraham Aron, einem verrufenen Wucherer, eine hohe Anleihe zu machen. An einen Wucherer mußte er sich wenden, denn niemand in der Kolonie sollte von dieser Anleihe wissen, vor allem nicht sein Sohn. Er hielt auf seine Autorität. Jedenfalls würde diese Verschuldung nur von kurzer Dauer sein. Bald würde er das verlorene Geld zurückgewonnen haben. Warum sollte das Glück

Voll Schlamm bis zu den Haaren, voller Beulen und Schrunden, schleppte er sich spät abends zum Paddenhof zurück, um beim ersten Morgenstrahl sein Suchen und Stöbern neu zu beginnen. Giftige Dünste stiegen aus dem Morast, in dem er wühlte, das Sumpffieber begann ihn zu schütteln. Er ließ nicht locker. Und eines Morgens tat sich endlich unter seinem Rütteln eine Bresche in der Holzwand auf. Er sah sein Bett! — Ja, das mußte sein Bett sein. Er kroch durch die Spalte. Mühsam ging's mit seinen im Fieber schlotternden Gliedern, er mußte sich recken, strecken, biegen. Aber — ja, da! tief unten in Stroh und Wasser faßte er den Strumpf, zog den schwer lastenden mit versagender Kraft zu sich heran, sein Geld, seinen Reichtum, die Sicherheit für sein Alter. Keuchend hob er ihn, keuchend arbeitete er sich aus dem Trümmerhaufen, watete durch den Schlamm, schleppte, stolperte, fiel, raffte sich auf, und fühlte es kaum. Nur eines konnte er denken: Sein Geld! — Sein Geld war gerettet!

Er kam bis zu dem Kämmerchen, das Alheid ihm auf dem Paddenhof eingeräumt hatte. Schlammbedeckt, außer Atem, wie er war, warf er sich auf das Bett. „Luft!“

Wie kam es, daß er plötzlich keine Luft einziehen konnte? — Die Sinne schwanden ihm, aber noch immer hielt er den schweren Strumpf an sich gepreßt, hielt ihn fest auf seiner Brust wie ein geliebtes Lebewesen.

Den Strumpf in den Armen, fand ihn Meike, als sie ihn zum Essen rufen wollte — tot.

Nun flogen die Leichenvögel um den Paddenhof. Nun stand zwischen den Totenlichtern feierlich aufgebahrt der Gast des Hauses.

Die Söhne trugen den Tod ihres Vaters würdig, aber

gelassen. Sobald die Leichenfeier vorüber war, wurde mit dem Neubau des zerstörten Hauses begonnen. Der von dem Bauern ausgegrabene Strumpf bot die Mittel, und die Torfhusener wetteiferten und lösten sich ab in der Arbeit, Gräben zu ziehen und ein festes Fundament zu legen, ein wenig weiter vom Kanal entfernt. Die Düllmeierschen Söhne schafften derweil auf dem eisbefreiten Kanal Bauholz und Steine herbei. Selbst Melchior Hennekamp packte mit an. „Der Dienst für den Nächsten ist Gottesdienst“, erklärte er. Seine Hilfe bestand freilich in der Hauptsache aus frommen Sprüchen.

Am schwersten betroffen durch Düllmeiers Tod fühlte sich Alheid. Es war ihr nicht leicht geworden, nach dem Tod ihres Mannes wieder bei ihrem Vater unterzukriechen — bei ihren Brüdern zu hausen würde noch schwerer sein. Sehulich wünschte sie, auf dem Paddenhof weiter schalten zu dürfen. Aber sie kam nicht voran mit Helge. Er wandte geflissentlich seine Augen von dem Weibe, das seine Sinne mit brennender Glut begehrt. Mit aller Kraft des Willens rang er gegen seines Herzens Verlangen. Und „die Blume im Nachbargarten“, die Alheid den Platz wegnahm, wollte nicht welken. Mit ohnmächtigem Grimm sah sie die Bäuerin, die blaß und schlaff von ihrem harten Tagewerk im beginnenden Torfstich nach Haus kam, zu müde oft, um an der Abendmahlzeit teilzunehmen, beim nächsten Morgengrauen mit rosigem Wangen und hellen Augen in alter Frische wieder zur Arbeit hinausziehen. Immer folgte ihr dabei Karo. Der Hund hatte sehr gealtert. Er war auf einem Auge völlig blind, eine Wunde an seinem Ohr wollte nicht heilen, seine Beine waren steif. Aber unermüdlich humpelte er morgens mit seiner

Herrin zum Torfstich und humpelte abends mit ihr zurück. Alheid beschnitt ihm das Futter wie allen Tieren auf dem Hof. Aber Hannah sparte sich die Bissen vom eigenen Munde und steckte sie ihm heimlich zu. Und die Mahnungen, sich auf Tod und Gericht vorzubereiten, die Alheid ihr in allen Winkeln und Ecken des Hofes zukommen ließ, schienen keine Wirkung mehr auf sie auszuüben.

Sie übten sie insgeheim doch. Der Tropfen, der immer auf denselben Fleck fällt, höhlt zuletzt den härtesten Stein. Zweifel begannen Hannah zu beschleichen, ob nicht Melchior's Geister, an die sie nicht geglaubt hatte, doch Wahrheit kundeten. Und tief kränkte sie Alheids knauserige Wirtschaftsführung. Es war ihr fast ein körperlicher Schmerz, wenn sie den Kühen die elende Schlempe vorsehen mußte, die Alheid für sie kochte, wenn gar ihre Lieblingskuh, die schwarzbunte, von dem ekeln Fraß sich abwandte und mit ihren wunderbaren Augen — Menschaugen, dachte Hannah oft — sie vorwurfsvoll anblickte. Einmal hatte sie zaghaft versucht, Helges Beistand gegen die Eigenmacht der Fremden anzurufen. Aber der wies sie kurz ab.

„Laß Alheid in Gottes Namen ihren Willen. Sie bleibt dr ja nich.“

(Fortsetzung folgt)





Frauen

Sportstudentinnen gehen zum Morgentraining, sie erinnern an Amazonen . Aufgenommen von Kluger-Deutsch.



unserer Zeit

Einst Mitglieder der amerikanischen Gesellschaft, heute ein Meisterpaar des künstlerischen Berufszanzen auf dem Dach des Bellevue-Stratfordhotels in Philadelphia. Nach einer Aufnahme von S. B. D.

Rund um den

Zigeuner

Von Friedrich Ege

Ruhelos wandert seit Jahrhunderten der Zigeuner durch die Länder Europas. Seine Heimat ist das alte Indien. Hier zog er, ehe er außer Landes ging, ohne festen Wohnsitz von Ort zu Ort und verschaffte sich seinen Lebensunterhalt mit Kesselflicken, Gaukelkunststücken, Tanz und Gesang. Schon damals gehörte er zu der Schicht der Kastenlosen, der *Varias*, verachtet und von allen gemieden. Das indische Gesetz, das zu Beginn unserer Zeitrechnung entstand, bestimmte, daß die Zigeuner außerhalb des Dorfes wohnen und von Ort zu Ort wandern sollten. Auf Befehl des Königs mußten sie als Scharfrichter die Hinrichtung der Verbrecher übernehmen. Als Lohn erhielten sie dafür die Kleider der Hingerichteten. Diese Sitte blieb bis auf unsere Tage lebendig; noch vor einigen Jahren wurden in Bulgarien zwei Zigeuner von der Regierung gezwungen, das Henkeramt an abgeurteilten Aufständischen zu übernehmen.

Als echtes primitives Naturvolk betrachten sie jeden Fremden mit Argwohn. Sie ihrerseits sind sehr selbstbewußt und nennen sich „rom“, das heißt Mensch, während sie alle Nichtzigeuner als „o gadscho“ bezeichnen, das denselben Sinn hat wie das Wort „goi“, das die Juden auf Andersgläubige anwenden. Der Name „Zigeuner“ stammt nicht von ihnen selbst, sondern wurde ihnen gegeben in Anlehnung an eine im neunten Jahrhundert aufkommende Sekte der *Assinean*, das heißt die „nicht zu Berührenden“, da sich diese Sekte von allen abschloß. Daraus wurde türkisch „*Tschinghiane*“, italienisch „*Zingari*“, spanisch „*Titanos*“, deutsch „Zigeuner“. Die Engländer nennen ihn „Gipsy“, eine Verstümmelung des Wortes *Agypter*, wofür die Zigeuner lange gehalten wurden. Die Franzosen bezeichneten die braunen Gefellen ursprünglich als „*Bohémiens*“, weil sie glaubten, sie seien aus Böhmen eingewandert.



Zigeuner.

Nach einer Zeichnung von Lieselotte Nägele.

Als die Sippen immer mehr zunahmen, wurden sie durch Nahrungsvorgen veranlaßt, ihre indische Heimat aufzugeben. Dadurch, daß die Zigeuner auf ihren Wanderungen vieles aus der Sprache der Völker, bei denen sie sich aufhielten, in ihren eigenen Wortschatz übernommen haben, können wir den Weg ihrer Wanderschaft aus ihrer Urheimat Indien verfolgen und auf diese Weise feststellen, daß alle Zigeunerstämme Griechenland berührt haben müssen. Seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts finden wir sie bereits auf der ganzen Balkanhalbinsel. Da ihnen die Türken stärksten Widerstand entgegensetzten, marschierten sie nach Norden. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts kamen die ersten Zigeunertrupps nach Hamburg und den andern Hansestädten, nach der Schweiz, nach Bayern, Frankreich, Flandern und Italien. Seitdem gehört ganz Europa zum großen Wandergebiet der heimatlosen Zigeuner.

Gibt es nun einen Ausweg, der dieses ruhelos wandernde Volk einem geordneten und vor allem einem freien und selbstständigen Leben zuführen könnte? Auf diese Frage kommt immer dieselbe Antwort, die schon der persische Dichter Firdusi in Form einer Anekdote, die auf das fünfte Jahrhundert zurückgeht, erzählt. Ein persischer König ließ zehntausend Zigeuner aus Indien kommen und gab ihnen Saat, Ochsen und Esel, um sie sesshaft zu machen. Sie verzehrten aber das Getreide und die Ochsen und erschienen nach einem Jahre wieder vor dem Könige. Er wies sie auf ihren Unverstand hin, gab ihnen nichts mehr und meinte, nun müßten sie eben ihre Habseligkeiten auf die Esel laden und sich mit Musik und Tanz umherziehend durchs Leben schlagen.

Daß man Familien, die durch viele Generationen hindurch im Wanderleben aufgewachsen sind, nicht von heute auf morgen sesshaft machen kann, liegt auf der Hand. Mit einem einmaligen Versuch kann kein Erfolg herbeigeführt werden. Aus diesem Grunde gingen die Mächthaber des heutigen Rußlands daran, in systematischer und planmäßiger Weise die Zigeuner bodenständig zu machen. Ein allgemeines Zigeuneralphabet wurde geschaffen, Zigeunerschulen gegründet. Zeitschriften, Broschüren

und Bücher erscheinen in der Zigeunersprache. Es besteht sogar eine besondere Zigeunerschriftstellersektion und ein „Zigeuners-theaterstudio“. So erhielten die Zigeuner die ihrem Wesen entsprechenden kulturellen Einrichtungen, dazu die notwendige Existenzmöglichkeit. Sie betreiben nicht nur eigene Fabriken oder arbeiten in den verschiedensten Betrieben, sondern es existiert sogar seit einigen Jahren eine Zigeunerkollektivlandwirtschaft mit viertausend Morgen Land, die von fünfundachtzig Familien bearbeitet werden. Da die Zigeuner die ihnen ursprünglich fremde Landarbeit in bester Weise verrichten und dauernd neue Stammesangehörige hinzukommen, hat die Regierung bedeutende Kredite zur Vergrößerung dieses Zigeunerdorados zur Verfügung gestellt.

Damit ist durch die Praxis das alte Märchen von der Faulheit der Zigeuner widerlegt. Hier, wo sie Arbeit, Brot, Frieden und Kultur gefunden haben, vergessen sie bald ihren Wandertrieb und fügen sich ein in die Verhältnisse der Gesellschaft, die ihnen die wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Lebensbedingungen zuteil werden läßt.

Im übrigen aber werden die Zigeuner, wohin sie auch kommen, als minderwertiger Menschenschlag gemieden, verachtet und weitergehetzt. Alle Untaten werden ihnen in die Schuhe geschoben. Wenn einmal ein Zigeuner sich vergeht, so wird das sofort als eine Eigenschaft aller Zigeuner ausgelegt, und niemand bedenkt die Ursache, daß die menschliche Gesellschaft dadurch, daß sie die Zigeuner aus ihren Reihen ausschließt, diese geradezu zwingt, auf „unredliche“ Weise sich ihr Brot zu verdienen.

Die Schwänke und Märchen, die sich die Zigeuner erzählen, sind zu einem großen Teil dem dichterischen Schatz des jeweiligen Wirtsvolkes entnommen und der eigenen Gefühlswelt und Anschauungsweise angepaßt worden. Daneben finden sich auch da und dort Geschichten, die dem eigenen Kulturkreis der Zigeuner entstammen, wie zum Beispiel „Die Erschaffung der Geige“, oder solche Erzählungen, die charakteristische Eigenschaften der Zigeuner zum Inhalt haben. Im folgenden seien einige kleine Geschichten aus ihrem Lebenskreis, von ihnen selbst erzählt, wiedergegeben.

hergeben? Ich selber, der ich das Meißig dazu stehle, bin nicht in der Lage, sie unter vier Groschen zu verkaufen.“ — Der andere erwiderte: „Ich stehle gleich die fertigen Körbchen, deshalb kann ich es mit dir und jedem andern aufnehmen.“

*

Wie ein Zigeuner Hiebe empfing

Ein Richter verurtheilte einen Zigeuner zu fünfundzwanzig Stockschlägen. Jammernd schrie der Bestrafte: „Ich will die Schläge gern entgegennehmen, nur erlaube man mir, daß ich mich so hinlege, wie es mir am bequemsten ist. Niemand braucht mich festzuhalten.“ — Der Richter willigte ein. Der Zigeuner legte sich unter die Bank und meinte: „Nun schlägt los!“

*

Der Zigeuner als Koch

Ein Zigeuner kam als Soldat während eines Manövers zu einer älteren Frau ins Quartier. Er hatte einen Niesenhunger und bat um ein Nachtessen. Die Frau aber wies ihn barsch ab. — „So erlaube mir wenigstens, daß ich mir selbst eine Eisennagel-suppe zubereite!“ — „Was? Eine Eisennagelsuppe? Das habe ich noch nie gehört.“ — Aber sie war doch neugierig genug, diese neue Suppe und ihre Zubereitung kennenzulernen. Zuerst mußte sie ihm einen funkelneuen Eisennagel bringen. Diesen legte er in eine Pfanne, goß Wasser darüber und ließ es aufkochen. Dann erbat er sich etwas Salz, eine Handvoll Mehl, eine Tomate, etwas Reis und „rasch noch etwas Speck“. Als er alles tüchtig umgerührt hatte, verlangte er noch zwei oder drei frische Hühner-eier. Die Alte brachte sie sofort, und er schlug die Eier in die kochende Suppe ein. „So, jetzt zum Schluß noch ein wenig Paprika!“ Auch das brachte sie willig. Heißhungrig machte er sich über die Suppe her. „Bei Gott, das hätte ich auch fertig-gebracht“, meinte die Alte. „Ja, warum hast du es dann nicht selbst gemacht? Es ist doch leicht zu kochen, wenn man das hat, was man braucht, aber schwer, wenn nichts da ist!“ erwiderte schmunzelnd der Zigeuner, zog den Eisennagel aus der Suppe, warf ihn in eine Ecke und ließ es sich wohl schmecken.

Die „dankbaren“ Zigeuner

Ein sehr reicher junger Gutsbesitzer fuhr einmal allein mit seinem Wagen aus. Auf einsamer Straße gelangte er bis zum Hochwald. Dort begegnete er vier Zigeunern. Diese sprangen ihm entgegen, zogen ihre Mützen und sanken vor dem Wagen auf die Knie. Einer von ihnen redete den Herrn an: „Heil uns, o Herr, daß wir endlich das Glück erleben, den Sohn unseres großen Wohltäters zu sehen, um ihm wenigstens zu einem kleinen Teil unsere Schuld abzutragen. Wir können leider im Augenblick nichts anderes tun, als dich mit samt deinem Wagen weiterzuziehen.“ Rasch schirrte einer von ihnen die beiden prachtvollen feurigen Rappen ab, während sich die andern selbst vor den Wagen spannten. Der Junker fühlte sich hochgeehrt. Nach einer Weile hielten die Zigeuner an und fragten: „Ist es vielleicht schon genug, Herr?“ Aber ohne seine Antwort abzuwarten, ließen sie den Wagen stehen und rannten mit den Pferden in den Wald hinein. Wie aus den Wolken gefallen starrte der junge Mann auf seinen pferdelosen Wagen. Er wußte nichts anderes zu tun, als auf Schusters Rappen den Heimweg anzutreten und den Wagen stehen zu lassen. Zu Hause angekommen, fragte ihn seine Mutter: „Wo sind denn Wagen und Pferde?“ Und er entgegnete: „Liebste Mutter, es ist nur gut, überall liebe Freunde zu haben. Ich überließ das Gespann den Freunden deines Gatten, meines verstorbenen Vaters, zur angenehmen Erinnerung!“

*

Der Zigeuner hat Lebensart

Ein Herr ritt einmal mit seinem Diener, einem Zigeuner, durch den Wald. Da gelangten sie an einen tiefen, reißenden Bach. Der Herr wandte sich an den Zigeuner, er möge voranreiten. Doch dieser merkte die Absicht und meinte lächelnd zu seinem Gebieter: „Aber, ich bitte, Herr, halten Sie mich doch nicht für so ungezogen und ohne Lebensart! Ich weiß doch recht gut, daß der Vortritt stets dem Herrn gebührt!“



Gustav Adolf beim Gebet vor der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632, in der der Schwedenkönig fiel.

Gemälde von L. Braun.

Während des Dreißigjährigen Krieges griff auch Schweden unter seinem König Gustav Adolf in den Kampf ein. Im Jahre 1630 landete dieser mit einem Heere in Deutschland und focht mit wechselnden Erfolgen. Wallenstein stellte ihm seinen besten General, Pappenheim, entgegen, und 1632 standen sich die beiden Heere bei Lützen gegenüber. Es entbrannte ein heftiger Kampf, in dessen Verlauf Gustav Adolf, der infolge seiner Kurzsichtigkeit zu nahe an den Feind gekommen war, getötet wurde. Nach neunstündigem Gefecht neigte sich der Sieg den Schweden zu, die ihn mit dem Tode ihres Königs erkauft hatten. Die Trauer war allgemein; auch der Feind würdigte den großen Führer, und ein Geschichtsschreiber sagte: „Es war, als ob alle fühlten, daß mit dem Schwedenkönig der einzige wahrhafte Held des ganzen Krieges gefallen sei.“

Was gibt's Neues?

Genormtes Aluminiumgeschirr

Aluminiumgeschirr ist, hauptsächlich infolge der Ausbreitung der Jugend- und Wanderbewegung, in den letzten Jahren in starkem Maße ein Gegenstand des allgemeinen Gebrauchs geworden; auch die Hausfrauen haben sich weitgehend daran gewöhnt. Der Deutsche Normenausschuß hat sich nunmehr der Rationalisierung auch auf diesem Gebiete angenommen und hat gemeinsam mit dem Reichsverband der deutschen Aluminiumwarenindustrie versuchsweise Normen festgelegt für eine lange Liste von Gegenständen, nämlich: Schmortöpfe, Fleischtöpfe, hohe Töpfe, Maschinentöpfe, Nudelpfannen, Kasserollen, Milchkocher, Henkelpfannen, Stielpfannen, Deckel, Wasserkessel, Schöpflöffel, Milchlöffel, Schaumlöffel, Lunkelöffel, Seiher, Durchschläge, Siebe, Schüsseln, Kaffee-, Schokoladen- und Tee-kannen, Essenträger, Litermaße und Trichter. Auf daß jeder Topf seinen passenden Deckel finde!

*

Ein Baum wird zur Kirche

In der kalifornischen Stadt Santa Rosa hat man aus dem Holz eines einzigen Baumes eine Kirche von 30 Meter Länge und 20 Meter Breite mit einem Fassungsraum für vierhundert Personen erbaut.

*

Die Modenschau im Eisenbahnzug

Ein englisches Modehaus schickt modernst gekleidete Vorführdamen auf die Reise. Sie haben im Zug umherzugehen und sich in den Abteilen der oberen Wagenklasse zu zeigen. Ein besonderes Abteil gibt ihnen die Möglichkeit, sich des öftern umzuziehen. Wer sich für die vorggeführten Kleidungsstücke interessiert, erhält von einer eigens zu diesem Zweck mitreisenden Begleiterin der Vorführdamen Auskunft.

Der Gast

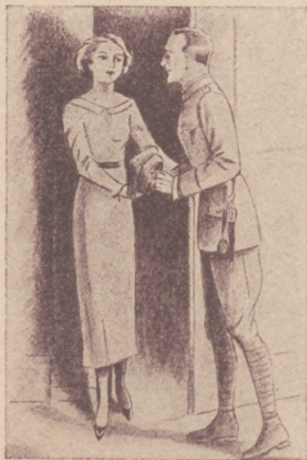
Novelle von Adele Jellinek . Illustriert von Hans Bohn

Sie war ein zartes Geschöpf von kaum achtzehn Jahren. Und doch war schon eine schwere, drückende Last auf ihre schmalen Schultern gelegt worden. Es war im dritten Kriegsjahr, der älteste Bruder stand im Felde, die Mutter lag an einer langwierigen Krankheit siech im Bett. Auf dem jungen Mädchen lastete die schwierige Führung des Kriegshaushalts. Sie sollte die Kunst verstehen, mit den wenigen rationierten Lebensmitteln die hungrigen Mägen ihrer halbwüchsigen Brüder satt zu machen, einer Menschenschicht, die auch in normalen Zeiten sich eines gesegneten Appetits erfreute. Ihr aufstrebendes junges Leben wollte sich in seinem ungefümmen Interesse an so vieles drängen, statt dessen mußte sie im Kopfe haben, wo ein Ei, ein paar Kartoffeln zu bekommen waren oder wer seine Brotration schon erhalten hatte. Diese schwierige Aufgabe komplizierte sich manchmal noch dadurch, daß Gäste kamen. Urlauber aus dem Felde machten bei Verwandten die Runde, und die Mutter, die sich mit ihrem armen, zerquälten Kopf nicht mehr in der Zeit zurechtfinden konnte, vermochte es nicht, sie wieder gehen zu lassen, ohne sie mit ihrem gastfreundlichen Herzen zu Tisch zu laden.

So war es auch an einem Tag gewesen. Dem Mädchen war es gelungen, ihren armen, ewig hungrigen Jungen ein gutes, auskömmliches Mahl zu richten, und sie freute sich sehr darüber. Da war ein Besuch gekommen, ein Wetter, der auf der Durchreise durch die fremde Stadt die Gelegenheit benutzte, seine Verwandten aufzusuchen. Er brachte einen Kameraden mit, der in seiner eigenen Uniform und mit seinem gepflegten Wesen einen gewinnenden Eindruck machte.

Sie saßen am Bett der Mutter, kramten Familienerinnerungen aus und erzählten Felderlebnisse. Als sie am späten Vormittag aufbrachen, erfolgte wie gewöhnlich die Einladung der Mutter

zum Mittagstisch. Und da sie nicht gut den Fremden ausschließen konnte, wandte sie sich mit einer zögernden Frage auch an ihn. Der Wetteer nahm ohne weiteres an, aber der fremde Kamerad dankte freundlich. Die Mutter, ein wenig beschämt ihres anfänglichen Zögerns wegen, wurde dringlich, tat gekränkt, weil er bei seiner Ablehnung blieb, so daß der Fremde schließlich verzweifelt zögerte. Er warf einen verlegenen Blick auf das junge Mädchen, das in der Tür lehnte. Aber etwas mußte sich wohl in ihren Zügen spiegeln von dem, was in ihr vorging, etwas von der leisen Bestürzung, von der zagen, untergründigen Bitte. Denn plötzlich überstrahlte ein eigentümlich sonniges Lächeln seine Züge, ein Lächeln voll Zartheit und voll Güte. Es war, als wollte er sagen: Nein, fürchte dich nicht, ich verstehe deine Sorge, ich nehme deinen Jungen nichts weg! Dann wandte er sich nachdrücklich an die Mutter, bat um Verzeihung, daß er nicht bleiben könne, aber er werde von Verwandten erwartet. Das junge Mädchen begleitete ihn beschämt hinaus. An der Tür gaben sie sich stumm die Hände. Auf seinem Gesicht lag noch immer dieser Schein eines zarten Lächelns. Kein Wort war zwischen ihnen gefallen. So schieden sie.



Dieses kleine Erlebnis, so ungreifbar, daß man es kaum in Worte fassen konnte, wirkte tief in dem jungen Mädchen nach. Nichts war geschehen, kein Wort war gefallen — und doch war irgend etwas geschehen. Nie hatte sie vorher einem Menschen sich so nahe gefühlt, nie hatte einer so mit seinem

Das junge Mädchen begleitete ihn beschämt hinaus. An der Tür gaben sie sich stumm die Hände.

Blick alle Außerlichkeiten, alle Schranken hinweggesetzt, sich so ganz auf den Boden ihrer Welt gestellt und sie an das Menschenbrudertum gemahnt. Vielleicht brachte er in seinen hagern Zügen etwas aus der Sphäre mit, aus der er kam, aus der Sphäre des Krieges, wo die Menschen Not und Tod erlitten und jenseits des Alltagslebens gestellt waren. Obwohl sie keine verstandesmäßige Erklärung dafür fand, so war der Eindruck doch ein nachhaltiger und tiefer.

An jenem Tage wäre es für sie ein leichtes gewesen, Näheres über den Fremden zu erfahren. Aber die Scheu hinderte sie, Fragen an den Vetter zu stellen. Später war es dann nicht mehr möglich, denn sie sah ihren Vetter erst nach dem Krieg wieder, als jenes kleine Erlebnis schon in den Hintergrund ihres Bewußtseins getreten war und Duft und Farbe eingelüßt hatte. Ganz verloren in sich hatte sie es freilich niemals. Sein Lächeln lebte lange in ihren Mädchenträumen weiter, bis sie die Wahl ihres Mannes traf. Aber schließlich war mit den Jahren von dem ganzen Erlebnis nichts anderes zurückgeblieben als der zarte Anhauch eines innern Berührens, wenn ihr Gedächtnis zufällig darauf stieß.

Als nun an einem Abend ein fremder Mann an ihre Tür klopfte und seinen Namen nannte, da hörte sie diesen Namen ebenso verständnislos an, wie sie in sein fremdes Gesicht sah. Erst als er immer wieder lächelnd fragte: „Sie kennen mich nicht mehr?“, da erweckte dieses Lächeln eine leise tastende Erinnerung, und plötzlich flammte etwas in ihr auf voll Überraschung und Erkennen. Das war er, jener fremde Gast des Krieges, der so lange und so eigenartig verknüpft mit ihrem inneren Leben gelebt hatte. Sie geleitete ihn lächelnd hinein, sie hörte nur obenhin seine Begründung, daß er eben angekommen, daß sein Zug um zwölf Uhr nachts weiterfahre und daß er die Gelegenheit benutzen wollte, sie aufzusuchen. Er habe bei einem zufälligen Zusammentreffen mit ihrem Vetter ihren Namen und ihre Adresse erfahren. Es wunderte sie gar nicht, daß er den Wunsch haben konnte, sie nach so langen Jahren wiederzusehen. Sie bat ihn, bei ihr zum Abendtisch zu bleiben, und sie

brachte ihre Bitte mit einem Lächeln der Erinnerung an ihre einstige Ungastlichkeit vor. Der Zufall wollte es, daß sie allein war, ihr Mann und ihre beiden Knaben waren auf einer mehrtägigen Ferienwanderung begriffen und sollten erst am nächsten Tag zurückkehren. Eine weiche Freude erfüllte sie, eine Rührung im Gedenken an die Vergangenheit, die hier lebendig wurde. Auch ihn hatten die Jahre gewandelt. Aber wie damals war es ihr wieder, als ob er eine Sphäre mit sich brachte, von der sie damals glaubte, daß es die Sphäre des Krieges war, die im Hintergrund alles Erlebens stand und dazu beitrug, die Menschen die Scheidewände vergessen zu machen. Etwas von dieser Luft schien ihm noch immer anzuhafsten, etwas von diesem Vergessenmachen aller Scheidewände. Denn sofort war ein Ton zwischen ihnen hergestellt, wie ihn Menschen annehmen, die eine zarte, aber nicht plumpe Vertraulichkeit miteinander verbindet, eine schlichte Offenheit, so daß sie sich immer wieder darauf besinnen mußte, wie fremd ihr dieser Mann im Grunde doch war und daß zwischen ihr und jenem hauchfeinen Erlebnis der Vergangenheit sich doch die ganze reife Erfahrung ihrer Frauenjahre und ihrer Mütterlichkeit dazwischengestellt hatte. Aber sie vergaß diese Bedenken und gab sich ganz dem warmen Gefühl hin, das sein Blick schon einmal in ihr erweckt hatte. Sie zeigte ihm die Bilder ihres Mannes und ihrer Knaben. Und sie begann unversehens von ihrer Ehe zu sprechen. Alle erschütternden Erfahrungen vom Zueinanderwollen und Auseinandergleiten zweier Menschen, alle aufgehäuften Konfliktstoffe, vor denen sie den Blick verschließen wollte, jetzt plötzlich konnte sie darüber sprechen, fand Erklärungen, Begründungen, Lösungen und sah Auswege, die sie früher nicht gesehen. Auch von ihrer abgöttischen Liebe zu ihren Knaben sprach sie, von dem unerhörten Erlebnis, das die Mutterchaft für sie war. Während sie Rede und Gegenrede fand und seinen teilnehmenden Blick auf sich gerichtet fühlte, fragte sie sich immer wieder, ob es wirklich erst zwei Stunden waren, daß dieser Mann durch ihre Thür getreten.

Nach dem Abendessen machten sie einen Spaziergang durch die Stadt. Aber schon nach kurzem Wege bat er sie, umzukehren,

er möchte die Zeit, die ihm noch verblieb, mit ihr verbringen. Es war neun Uhr abends, er hatte noch drei Stunden Zeit. Nur einmal im Gespräch hatte er die flüchtige Bemerkung gemacht, daß auch um acht Uhr morgens ein Zug gehe.

In ihrer behaglichen Stube, mitten im Gespräch sagte er plötzlich leise, wie er damals, bei jenem Besuch im Kriege, das Bild ihrer zarten, kindlichen Mütterlichkeit mit sich genommen habe und wie er sich erst später bewußt geworden war, daß er von ihr so gar nichts wisse, nicht einmal, wo sie wohne. Denn er sei ihrem Wetter ahnungslos in der fremden Stadt in das fremde Haus gefolgt. Und das sonderbare war, daß er anfangs gar nicht einmal den Wunsch gehabt habe, Näheres zu wissen. Und später — er war in Kriegsgefangenschaft geraten — war es ja zu spät. Sie hörte ihm schweigend zu. Sie wagte nicht, es ihm zu sagen, daß es ihr nicht anders ergangen war.

Der Abend schritt vor. Ihr Gespräch floß spärlicher, und schließlich verstummte es ganz. Sie standen unter dem Druck des Abschieds. Um halb zwölf erhob er sich schwerfällig, und sie folgte ihm stumm hinaus. Sie reichte ihm seine Überkleider, und als er ihr beide Hände zum Abschied hinhielt, machte sie keine Miene mehr, ihre Bewegung zu verbergen. Er zog sie an sich, schloß sie an sein Herz, küßte ihr die Tränen von den Augen. Und als er sah, wie sie sich ganz zu ihm fand und bei ihm verharrte, neigte er sich zu ihrem Ohr und flüsterte etwas von einem Zug, der um acht Uhr früh ging. Sie bebte,



Er zog sie an sich, schloß sie an sein Herz und küßte ihr die Tränen von den Augen.

schmiegte sich fest an ihn und antwortete nicht. Dann aber hob sie das Gesicht zu ihm auf. Und es war seltsam, wie hier eine Situation nach so vielen Jahren wiederkam. Ihr Gesicht sah freundlich und jung aus in seiner Zughaftigkeit und leisen Bestürzung, und wie damals strömte etwas in ihren Augen auf: eine leis untergründige Bitte, ein zages Flehen.

Und er verstand ihren Appell. Wie damals überstrahlte ein Lächeln seine Züge, ein zärtliches, gütiges Lächeln, als wollte er sagen: Nein, fürchte dich nicht, ich nehme dir und deinen Zungen nichts weg! Er presste sie an sich, er küßte sie immer wieder, aber er ging doch ...

Sie irrte die ganze Nacht in ihrem Zimmer umher. Als aber am Morgen nach einem kurzen, wirren Schlaf ihre Gedanken zu ihren heimkehrenden Knaben zurückfanden, da löste sich ihre Bangigkeit und Verwirrung zum erstenmal in einem leisen Aufatmen.

FÜR STILLE STUNDEN

Ein eifriger und fleißiger Mensch ist zu allem tüchtig und bereit.

*

Der Guten sind nicht so wenig in der Welt; man muß sie finden.

*

Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast.

*

Wer in Zeiten tut, was er tun muß, der kann hernach umso freudiger sein.

Für stille Stunden

Die späte Rose blüht uns doppelt schön.

*

Wer keinen liebt, wähne auch nicht, von irgend jemand geliebt zu werden.

*

Wünsche erreichbare, nimmer aber unerreichbare Dinge, genieße die gegenwärtigen und betrübe dich nicht wegen der zukünftigen.

*

Wäge jedes Wort, am schärfsten jedes Urteil, das du fällst.

*

Wo das Vertrauen fehlt, da fehlt dem Kranz der Liebe seine schönste Blume.

*

Werde bescheidener stets, je mehr du zu Ehren gelangst.



Gegen stille Stunden: Der Klopfgeist.

Nach einer Zeichnung von Storm Petersen.

1933. III./8

Spitzbuben in Marokko

Von J. Axelrod
Mit 3 Aufnahmen von Flandrin

Anders friedlichen Durchdringung Marokkos, die Frankreich nun mit seiner politischen und wirtschaftlichen Rastlosigkeit gelungen ist, war auch Deutschland einmal beteiligt. Das Schicksal hat uns in ganz Afrika vorläufig kaltgestellt, und Frankreich dringt mit Hilfe seiner stark aus Deutschen zusammengesetzten Fremdenlegion von Norden her immer mehr gegen Zentralafrika vor. Einen interessanten Einblick in die Psyche der Marokkaner ermöglicht uns hier ein genauer Kenner dieses Landes und seiner Bewohner.



Sitzung des obersten
scherifischen Gerichts von Marokko.

Kann man sich vorstellen, daß Ali Baba zur Kriminalpolizei läuft und diese die vierzig Räuber dank deren Fingerabdrücken im Verbrecheralbum identifiziert? Grotesk, nicht wahr? Aber so ungefähr erscheint einem im heutigen Marokko das seltsame Zusammentreffen arabischer Spitzbüberei mit allem Neuzeitlichen, was Europa ins Scherifenreich verpflanzt hat. Anfangs erschienen den Arabern die europäischen Polizeimethoden, durch die die Verbrecher so unerklärlich schnell entdeckt wurden, wie Teufelswerk, und das Volk deutete — ein amüsanter Fall von Volksetymologie — das französische „agent de police“ in das arabische „dschin ibliss“ (Geist des Teufels) um; erst mit größerer Verbreitung technischer Neuerungen schwand diese Scheu nach und nach.

Aber der Polizei genügen die modernen kriminalistischen Methoden nicht, sie bedarf auch gründlichster Kenntnis von Land, Leuten und Sitten, einer Kenntnis, wie sie nur Eingeborene

haben können. Deshalb besteht die marokkanische Polizei — das macht ihre Stärke aus — zum Teil aus europäischen, zum Teil aus arabischen Beamten. Welcher Europäer würde einem arabischen Spitzbuben, dessen abergläubische Furcht vor den Heiligen bekannt ist, nicht Glauben schenken, wenn dieser schwört: „Beim hochheiligen Mulay Idriß — ich habe diesen Sack Feigen nicht gestohlen!“? Der arabische Polizist aber kennt seine Leuten, versteht dem Schwörenden einen wohlapplizierten Fußtritt und brüllt: „Schwöre, daß du ihn auch nicht entliehen hast!“ — worauf der Missetäter durch Schweigen gesteht . . . Denn die marokkanischen Spitzbuben haben eine Methode erfunden, falsch zu schwören, ohne doch den Heiligen, den sie fürchten, zu betrügen: sie schwören laut, sie hätten die betreffenden Objekte nicht gestohlen, und setzen im Geiste hinzu: „. . . nur entliehen“. Solchen und Duzenden anderer Schliche auf die Spur zu kommen — kein Europäer vermöchte das. Ebenso wie es für einen

Europäer schon langjähriger Erfahrung bedarf, um einen bestimmten Brahim oder Ali aus den Tausenden ihm gleichender anderer Alis und Brahims, die die irrgartenartigen Araberstädte erfüllen, herauszufinden, während der arabische Beamte hier in seinem Element ist. Die marokkanische Polizei arbeitet denn auch rasch und sicher — aber ihr Kampf gegen das Heer der Kleinen, unverbesserlichen Berufsspitzbuben in den Städten ist eine Sisyphusarbeit, denn der Pascha verurteilt immer zu den gleichen Strafen, ob es nun die dritte oder dreißigste Verurteilung desselben Sünders ist. Täglich nimmt die Polizei eine Anzahl Spitzbuben fest, täglich wird diese Anzahl vom Pascha zu nach Wochen oder Monaten zählenden Gefängnisstrafen verurteilt, aber täglich werden auch andere, deren Strafzeit abgelaufen ist, wieder freigelassen und nehmen sogleich ihre „Tätigkeit“ wieder auf. Es ist ein regelmäßiger Turnus, in den die Spitzbuben, fatalistisch, wie sie sind, ihren Aufenthalt im Gefängnis des Paschas als durchaus normale Phase „einkalkuliert“ haben.

Nicht nur die Polizei benutzt neue Methoden — überraschend schnell haben auch die Missetäter gelernt, von der neuen Zeit zu profitieren; und wie gerissen sind so manche Mohammedsjünger, um sich aller neuen Errungenschaften zu bedienen! Eins jedoch wird ihnen dabei meist zum Verhängnis, etwas, das innig mit der fatalistischen arabischen Wesensart zusammenhängt: der arabische Spitzbube bedenkt — im Gegensatz zu seinen europäischen Kollegen — meist die Folgen seiner Taten nicht voraus. Er schützt sich nicht vor den Folgen, er tut kaum etwas, um die Entdeckung zu verhindern.

Da ist zum Beispiel der junge arabische Mechaniker Achmed ben Hamu, der kürzlich in der Stadt Mazagan von sich reden machte. Seitdem Auto und Elektrizität für den Marokkaner alltägliche Dinge sind, werden die jungen Leute nicht mehr Kameltreiber oder Wasserträger, sondern mit Vorliebe Chauffeure und Mechaniker. Achmed kommt eines Tages zu einem seiner Landsleute, der elektrisches Licht im Hause hat, fragt ihn nach der Durchschnittshöhe seiner Elektrizitätsrechnungen und macht

den Vorschlag, ihm gegen Zahlung der Hälfte dieser Summe Strom zu liefern. Der andere ist es zufrieden, und was tut Achmed, der Fachmann? Er leitet den Strom von der Hauptleitung direkt ins Verbrauchsnetz, so daß der Zähler ausgeschaltet ist. Die gleiche Operation nimmt er auch bei andern Arabern vor, die alle von dieser „Verbilligung“ entzückt sind, und bringt so eine hübsche runde Summe zusammen. Was weiter geschieht, darüber macht sich Achmed kein Kopfzerbrechen. Und es kommt, was kommen muß: der Stromkontrolleur stellt am Monatsende staunend fest, daß die Zähler der halben Stadt stillstehen! Natürlich wird Achmed bald festgenommen, und der Pascha hat über



Echt marokkanische Spitzbüherei. „Wundermänner“ führen angeblich Krankenheilungen vor, während ihre Helfershelfer die nichts ahnenden Zuschauer in aller Ruhe berauben.

ein neues, in den Annalen der scherifischen Justiz zum erstenmal auftauchendes Delikt zu urteilen: „Entwendung von ‚trissiti‘ (Elektrizität) in betrügerischer Absicht“ . . .

Bisweilen aber ist es nicht Fatalismus, sondern die Unkenntnis irgend einer europäischen Einrichtung, die dem Spitzbuben zum Fallstrick wird. Das ist oft recht erheiternd, wie der Fall jenes arabischen Diebes, der in eine katholische Kirche eingebrochen hatte und dann zu Hause seine Beute musterte. Kelche, Schalen, Leuchter — mit alledem mußte er beim Veräußern vorsichtig sein, das begriff er. Aber — da war auch eine schwarze „dschellaba“ dabei (marokkanisches Gewand, das sich durch die Ärmel vom Burnus unterscheidet), das war ja nicht gefährlich, die konnte er selbst benutzen. Und er zog am nächsten Tage die „dschellaba“ an und wurde, kaum daß er auf der Straße war, verhaftet — der ahnungslose Mohammedsjünger trug zu Turban und Pluderhosen eine — katholische Priesterfutane!

All diese und Duzende anderer kleiner Spitzbuben werden von dem Fellachen Brahim ben Abdallah in den Schatten gestellt, der eine „Methode“ der Milchverfälschung erfand, für die ihm ohne Zweifel der Titel des genialsten marokkanischen Spitzbuben gebührt.

Brahim melkt seine Ziegen im Freien, vor den Augen der Kunden — und doch ist die Milch offensichtlich verwässert. Die polizeiliche Nahrungsmittelkontrolle nimmt sich den Brahim vor.

„Ich Milch fälschen?“ — Brahim ist entrüstet. — „Hier, Herr, überzeuge dich selbst.“ — Und er melkt eine seiner Ziegen.

Der Experte prüft die Milch, traut seinen Augen kaum: sie enthält fünfundzwanzig Prozent Wasser!

„Vielleicht hat Allah meinen Ziegen Wasser in die Euter gegeben“, meint Brahim unschuldig, „Allah ist allmächtig . . .“

Ein Naturrätsel. Aber dieses Rätsel findet seine Lösung, als es einem Polizisten einfällt, Brahims dicke „dschellaba“ hochzustreifen: auf dem Rücken trägt Brahim einen flachen Wasserbehälter, von dem aus unter dem Ärmel ein dünner Schlauch zur Hand führt, so daß sich beim Melken ein feiner Wasserstrahl

mit der aus dem Euter kommenden Milch vermischt! Ist das nicht wirklich ein geniales Spitzbubenstück?

Man kann sich in Europa nur schwer einen Begriff davon machen, was Wasser in Afrika bedeutet: eine Kostbarkeit, um die sich Sinnen und Sorgen der Menschen drehen. Wo es fließt, lacht Erntesege, Wohlstand, Leben — wo es versiegt, droht Hunger, Not und Tod. Und da jede Kostbarkeit Begierde erweckt, gibt es in Marokko Wasserräuber großen Stils. Seit alten Zeiten werden zwar die überlieferten Regeln für die Verteilung der so häufig knappen Wassermengen respektiert; aber manchmal, wenn zum Beispiel ein reicher Feudalherr seine Felder talaufwärts hat, dort, wo das Quellwasser vom Gebirge herabsprudelt, so daß er als erster das kostbare Maß empfängt, ist die Versuchung groß, und wenn es sich um einen Scheich oder Kaid handelt, dem seine Tasche — heute richtiger: sein Bankkonto — mehr am Herzen liegt als das Wohl seines das Tal bewohnenden Stammes, baut er einfach ein Stauwehr, und alle Felder des Tales sind von Dürre, alle Bewohner vom Hungertode bedroht. So weit läßt es natürlich der „menschenfreundliche“ Scheich nicht kommen.

„Selbstverständlich“, sagt er, „sollt ihr Wasser haben, ich habe ja das Stauwehr eigens angelegt, um für euch das Wasser aufzuspeichern! Jeder zahlt eine Kleinigkeit für Mühe und Unkosten, die mir die Geschichte verursacht, und dann leiten meine Leute das Wasser in eure Bewässerungskanäle.“

Der Stamm murren — aber zahlt. Finden sich ein paar Mutige, die die Sache höheren Orts melden, dann wird der Scheich eingesperrt und das Stauwehr in einem Freudentaumel von den Männern des Stammes zerstört, so daß das Wasser wieder als unentgeltliches Geschenk der Natur das Tal durchfließt.

In diesem Jahre ereignete sich so ein Fall im Aurirtale, in Südwestmarokko; der Scheich zog das „Geschäft“ groß auf, denn es handelte sich um bedeutende Wassermengen; er selbst lieferte das angestaute Wasser an mehrere „Großsitten“, die es ihrerseits „im kleinen“ abgaben. Und was denkt man wohl,

was der Scheich für jede vierundzwanzigstündige Wasserlieferung einnahm? Rund 85 000 Mark!

Überhaupt nimmt der Umfang der Spizbüberei meist mit dem Range des Spizbuben zu, was ja nicht nur in Marokko vorkommen soll. Die größte Spizbüberei der letzten Jahre wurde denn auch von einer der höchstgestellten Persönlichkeiten des Landes begangen, von dem Oberhofmeister des 1927 verstorbenen Sultans Mulay Jussef. Als Mulay Jussefs Sohn und Nachfolger einige Zeit nach der Thronbesteigung seinen Privatbesitz revidierte, machte ihn die auffallend geringe Menge des goldenen Tafelgeschirrs stutzig. Der Verdacht fiel auf den früheren Oberhofmeister, und eine plötzliche Nachforschung förderte bei diesem ein phantastisches Warenlager zutage: goldenes und silbernes Geschirr, Hunderte Meter teuersten Brokats und Lyoner Seide, Grammophone, einige Zehntausende Fesse, Uhren, Schmuck, kostbares Sattel- und Zaumzeug und vieles andere, alles in riesigen Mengen, offensichtlich aus dem Sultanshaushalt entwendete oder im Namen des Sultans bestellte und aus der Sultansschatulle bezahlte Dinge. Seine Erzellenz behauptete allerdings entrüstet, das wäre alles sein Eigentum, teils ihm vom verstorbenen

In den Tälern des Atlas haben manche Scheiche burgartige Behausungen neben den Wasserläufen und benutzen diese, um von Angehörigen ihres Stammes „Wassergeld“ zu erpressen.

Sultan geschenkt, teils von ihm selbst erworben, und es ginge niemand etwas an, worin er sein Geld anlegte. Es wäre vielleicht schwer gewesen, ihm etwas nachzuweisen, wenn sich nicht unter dem Geschirr eine goldene Schale gefunden hätte mit der Inschrift: „Louis XIV. dem Sultan Mulay Ismail von Marokko.“

Es hatte eines königlichen Belastungszeugen aus dem siebzehnten Jahrhundert bedurft, um Marokkos größten Spizbuben zu überführen . . .





Paradies am Meeresstrand.

Nach einer Lichtbildaufnahme von J. G. P.



Evas erste Naturforschung.

Dem Leben abgelauscht von Paul Bruders.



Chinesische Elegie

Gedicht von Paul Friedrich

Rotschnäbliger Reissvogel sitzt, beleuchtet vom
goldnen Vollmond,
am Ufer des breithinfließenden Hoang-Ho
und ruft mit leiser Stimme
die kleine Geliebte,
die jenseits des Stromes im graugrünen Reis-
feld verborgen sitzt.

Auf dem mächtigen Strom,
der wie eine glänzende Silberschlange hinschuppt,
zieht, vom Golde des Mondes hell beleuchtet,
ein einsames Boot mit breitgelbem Drachensegel.
Lustige Männer singen, vom Reiswein berauscht
und dem Zauber der Mondnacht, zum Klang

einer Flöte,
einer lieblichen Flöte aus grünem Jade,
trunkene Lieder des göttertrunkenen

Li-tai-po
und übertönen die zärtliche Vogelklage
aus der Kehle des rotgeschnäbelten

Reisfink
nach der Geliebten jenseits der silbernen
Wasser des Hoang-Ho.





Niccolò Paganini, einer der größten Geigenvirtuosen der Welt.

Der Dämon von Genua

Novelle von Stephan Georgi

Paganini, der italienische Violinvirtuose, war einer der größten Geiger aller Zeiten, der als Mensch und als Musiker von einer dämonischen Wirkung war. Die nachstehende Novelle schildert eine Episode aus seinem Leben. Am 27. Oktober 1932 feierte die musikalische Welt seinen 150. Geburtstag.

Der große Schnitter zog durch die Länder; er schickte seinen Würgeengel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte.

Drüben, im unruhigen Frankreich der neuen Zeit, hatte er sein verheerendes Werk vollbracht, dort ging erstes erlöstes Aufatmen durch das geschlagene Volk. Und nun huben in ganz Norditalien die Trauerglocken an zu läuten, klangen in Turin erst und Mailand, dann schwang sich, geheßt vom knöchernen Gast, ihre dumpf dröhnende Todesmahnung tiefer ins Land, hallte durch die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene bis in das trotz allem Zeitgeschehen noch immer behaglich-kolette Hofleben der Großherzogin Marie Luise von Parma.

Der Ernst der Gefahrenähe wischte das Lachen aus den Gesichtern. Der galant-frivole Kavalierston in den Sälen der gastfreundlichen Residenz wurde gedämpfter, und es waren der hohen Gäste nicht wenige, die, ängstlichen Gemüts, ihren Postillionen Auftrag gaben, die Kutschen reisefertig herzurichten. Die verängstigten Parmasener aber liefen, Hilfe ersiehend, in die Gotteshäuser und nahmen es als tröstliche Beruhigung auf, als für den kommenden Feiertag eine Bitt- und Opfermesse in der Kathedrale anberaumt wurde.

In dieser Zeit der allgemeinen Besorgnis gab es in dem aufgeschreckten Parma unerwartet ein Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten auffallend grelle Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Sag stand, der wie eine zündende Flamme einschlug, sich mit nicht zu übertreffender Schnelligkeit durch die Stadt, in die Paläste, in die dunkelsten Kammern armseligster Häuser verbreitete und die Menge in einen Fieberbann zwang, der alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige ertönen lassen!

Das sonst so ruhige Parma geriet in Aufruhr. Paganini, der Wundergeiger! In hitzig diskutierenden Gruppen standen die Menschen auf den Straßen und Plätzen, vernachlässigten ihre Arbeit und überhörten die ferne Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Paganini, der Dämon von Genua!“

Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über den geheimnisvollen Geiger, der es vermocht hatte, eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen, über den die schauerlichsten Mären von Teufelskunst kursierten, der seine Geliebte erstochen und im Gefängnis gefessen haben sollte, der unzählige Liebesabenteuer bestanden und sogar eine Herzogin von Toskana, eine Fürstin Borghese zu seinen Füßen gesehen hatte, der plötzlich in irgend einer Stadt erschien, das Publikum trotz Forderung unerhörter Eintrittspreise in seine Wunderkonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand, um unerwartet an einem andern Ort wieder aufzutauchen; den sein Siegeszug durch ganz Europa, an Königs- und Fürstenhöfe, führte, der schwindelnd hohe Summen mit seinen Darbietungen erraffte und mit den Kutschern um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn des genuessischen Händlers Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, die in ihm einen offenkundigen Abkömmling der Hölle sahen? Hatte er seine unfassbaren Künste wirklich durch mühsames Studium erworben, oder war es Teufelspuk! Über allen diesen Gerüchten aber stand das eine: Paganini, der größte Geiger der Welt! Paganini, der Triumph Italiens! —

In dem schmucken, weißen, von wildem Wein umrankten Häuschen, von dessen Fenstern man auf das kunstvolle Eisentor des seitlichen Schloßgartens blickte, wohnte der großherzogliche Konzertmeister Lorenzo Rizotti nebst seiner jungen, schönen Schwester Luisa. Sie stammten aus Mailand, wo Lorenzo seine ersten musikalischen Erfolge errungen hatte, die ihn dann als Orchesterleiter in viele Städte Italiens führten. Der gute Ruf, der seinem Können vorausging, hatte ihn später zu bleibender Position an den Hof von Parma gebracht. Als kurze Zeit nach dem Tode des Vaters auch die Mutter dahinging, war es sein erstes gewesen, die nun alleinstehende Luisa zu sich zu nehmen. Er hatte gut daran getan. Von Luisa geführt, glich das freundliche Konzertmeisterhaus einem Schmuckkästchen. Und sie selbst! Sie war schön, und es fehlte nicht an werbenden Bewunderern; sie war fromm und deswegen geachtet, und auch das musikalische Bedürfnis des Bruders wurde weitgehend befriedigt, denn Luisa verstand gar Vorzügliches auf der Gitarre zu leisten.

Jetzt war sie, halb lachend, halb in ernstem Eifer geratend, dabei, ihrem Bruder beim sorgfältigen Zurechtzupfen des Galarockes zu helfen.

„Ich sage dir, Luisa, du wirst einem großen, unvergeßlichen Erlebnis begegnen. In Neapel spielte ich vor Jahren in einem seiner Konzerte — denk an die Briefe, die ich um jene Zeit nach Hause schickte! — und brauchte Tage, Wochen, um wieder zu mir zurückzufinden. Dieses Konzert damals! Wir triefen vor Schweiß beim Spielen; er holte das Letzte aus unserm Können heraus, mehr noch, er ließ uns unsere Kräfte und Fähigkeiten übersteigern, daß wir uns, über uns selbst verwundert, nachher mit großen, fragenden Augen ansahen. Noch heute höre ich sein ungeduldiges, aufpeitschendes, ‚Mehr Feuer, meine Herren, mehr Feuer!‘ Luisa, du wirst Paganini hören! Ist der Rock in Ordnung? Ich hätte einen andern anziehen sollen. Die schwarze Halschleife paßt nicht recht zum Braun. Die Großherzogin hält auf Harmonie, auf Harmonie in allem. Nun, schon recht, Luisa; ich danke dir. Addio!“

Lorenzo Rizotti ging zum Schloß hinüber, passierte am Tor

einen Posten der Leibwache, grüßte in der Nähe des Portals zu einigen Bekannten hinüber und stieß im Vorderflur mit dem Bischof zusammen, der mit recht indigniertem Gesicht aus dem Schloßinnern kam. Rizotti verbeugte sich und sprach eine Entschuldigung. Der hohe Geistliche blieb stehen. „Ah, der Herr Konzertmeister ist wohl auf dem Wege, Vorbereitungen zum Empfange des umherziehenden Musikanten zu treffen?“

„Oh, Monsignore . . .!“

„Herr! Für diesen Tag ist die Messe anberaumt! Das Konzert des Hexenkünstlers ist eine maßlose Herausforderung!“ Der Bischof wandte sich kurz ab und ließ Rizotti stehen.

Die Großherzogin empfing ihren Konzertmeister, der gekommen war, sich Anordnungen für die Aufführung einzuholen, sehr freundlich. Marie Luise war noch immer die anziehende, verehrungswürdige Frau; sie hatte vier Jahrzehnte ihres Lebens bereits überschritten. Wohl hatte es die Zeit vermocht, die sprühende Anmut von einst zu mildern, nicht aber zu verdrängen.

„Mein lieber Rizotti, ich bin überzeugt, daß das Orchester unter Ihrer Leitung Bestes geben wird, und brauche Ihnen wohl auch darüber hinaus keine besondern Richtlinien zu erteilen. Paganini wird sein Konzert mit einer Beethoven-Symphonie einleiten; darüber sind Sie unterrichtet. Eins nur noch: ich selbst werde an der Aufführung nicht teilnehmen, ich fühle mich nicht wohl — dies für jene, die nach dem Warum fragen; aber ich möchte, daß nichts an dem restlosen Gelingen des Abends fehlt. Verstehen Sie mich?“

Rizotti vollführte eine Verbeugung des Dankes für das Vertrauen. „Kaiserliche Hoheit werden in jeder Beziehung zufrieden sein können.“

Als der Konzertmeister gegangen war, begab sich Marie Luise in ihr Privatgemach; eine Schublade schloß sie auf, entnahm ihr eine Mappe und dieselbe ein paar Notenblätter, die sie lange mit einem fernen Lächeln betrachtete. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: „Maria Luise. Sonate für die G-Saite von Niccolò Paganini. August 1816.“

„Achtzehnhundertsechzehn“, flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!“

Der große Abend war gekommen. Von der Kathedrale herab schwangen die Glocken ihre Rufe in die Stadt hinunter. Ganz Parma war auf den Beinen. Aber die Menschen schlichen sich um das Glockengebröhl herum und stauten sich vor dem Theater, dessen im Preise um das Vierfache erhöhte Plätze längst ausverkauft waren. Die Kathedrale blieb leer. Paganini siegte über die Furcht.

Dichtgedrängt saßen die Hörer im Saal. So dicht, daß Luise Rizotti keinen Platz mehr fand und vorn am Orchester, fast unter der Bühnenrampe, auf einem Musikerstuhl Platz nehmen mußte. Scheu und unsicher saß sie dort. Ein kurzes Klingelzeichen. Lorenzo stand auf und klopfte an sein Notenpult. Beethoven sprach aus dem Orchester; aber niemand hörte darauf. Die gespannte Erwartung lag wie Fieber im Saal. Als das Orchester abbrach, trat atemlose Stille ein. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträgliche. Rufe wurden laut, Füße scharrtten. Da ertönte das dumpfe Grollen einiger türkischer Trommeln, der Vorhang teilte sich: Paganini stand auf der Bühne.

Das war Paganini? Die Menge wußte nicht, ob sie lachen oder sich schütteln sollte.

Durchweg schwarz gekleidet, stand eine langbeinig knöcherne, maßlos dürre Gestalt auf der Bühne; in wirren Strähnen fiel schwarzes, seidig glänzendes Haar auf die hageren Schultern, aus dem schmalen, leichenblaffen Gesicht traten die Backenknochen, stach eine große, über der Wurzel stark gewölbte Adler-nase hervor, die schmalen, blutlosen Lippen waren zusammengekniffen, in den dunkeln Augen lag ein starrer, kalter Blick, an den übermäßig langen Armen hingen Geige und Bogen fast zum Boden herab. Niemand im Saal kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske flehender Demut, frierenden Hohns, lastenden Leides, verhaltener dunkler Macht. Wer stand da auf der Bühne? Dämon oder Todfranker?

Erschauern ging durch die Menge. Ganz vorn, an der Bühne, saß Luise, hatte die Schultern hochgezogen und den Kopf gesenkt; verstohlen schlug sie über Stirn und Brust ein Kreuz. Hatte es



der Schwarze dort oben gesehen? Ein eisiges Lächeln legte sich auf seine dünnen Lippen. Ein paar kurze, lächerlich wirkende Verbeugungen, bei denen der Oberkörper eckig nach den Seiten klappte, bot er dem Publikum, dann setzte er mit kurzem Ruck das Instrument an das vorgeneigte Kinn.



Dichtgedrängt saßen die Hörer im Saal. So dicht, daß Luisa Rizotti keinen Sitz mehr fand und vorn am Orchester auf einem Musikerstuhl Platz nehmen mußte.

Szenenbild aus der Operette „Paganini“ von Lehár. Die Rolle des Geigers spielt Richard Tauber.

Der Bogen sprang auf die Saiten. Leben kam in die dürre Gestalt.

Töne schwirten wie Vögel auf, denen man plötzlich die Freiheit wiedergegeben hatte; in surrenden Läufen, flimmernden Passagen stoben sie dahin, in haltloser Eile höher und höher

steigend. Der Schwarze dort oben war zu einem Dreieck zusammengeknickt, sein Körper wand sich, der weit vorgestellte rechte Fuß schlug den Takt. Eine hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter, schwarze Haarsträhnen fielen in das bleiche Gesicht. Das Orchester wogte auf; aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Lauf empor; in allerhöchsten, dicht am Steg gegriffenen Tönen perlte in nie gehörter Schnelligkeit, nie gehörter Reinheit die chromatische Skala, verlor sich zu einem Höchston übersteigter Möglichkeit, der bleibend, ruhend, schwingend, fast plastisch, greifbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam zarter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtigte und längst nicht mehr da war, als ihn die Ohren noch immer zu hören glaubten. Eine Jagd im kühnsten Allegretto hub an, es war, als verfolge die Meute Orchester einen Flüchtling, der sich in pfeilgeschwinden Läufen und Windungen allen Fährnissen entzog, Passagen rastete, wie Peitschenhiebe fauste der Springbogen durch die Luft, Tongarben sprühten auf, grelle Flageolettöne blitzten im Sturm dahinjagender Sechzehntelnoten. Ein kurzes, überstürztes Pizzikato; eine weit ausholende, werfende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in das flammende Geigenblitze hineinzuckten. Was der Schwarze dann begann, war kein menschliches Spiel mehr: diese noch nie gehörten Gänge, Sprünge, Kadenzten, die mühelos dahinrasenden komplizierten Terzen und Oktaven, dieses Echospiel zwischen Vollton und doppelt gegriffenem Flageolett, diese unfaßbare Vereinigung von Flageolett und Pizzikato . . . das war mehr als Virtuosität, das war Spuk! Zauberei! Teufelswerk! Aus dem Abquellen des Orchesters ging die Geige mit grausam gedrückter Qual hervor; erst schleppte sich ein düsteres Staccato stöhnend dahin, dann zogen die Töne die unermessliche Last eines wegmüde Niederbrechenden mit sich, die keuchenden Atemzüge eines Sterbenden, so grauenhaft hoffnungslos, so erdrückend angstvoll; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoller, entsetzlicher nie einen Menschen hatte weinen hören, letztes Elend

strich der Bogen aus den Saiten, so grauenvoll, daß es selbst den Stärksten unter den Hörern in der Kehle würgte und die Frauen die Zähne zusammenbissen, um nicht im Hilferuf eines unerträglich Empfindens aufzustöhnen. Da glitten die Geigenklänge in ein luftleichtes Tongewebe über, aus dem es erdenfern wie leise, wimmernde Kristallglöckchen klang, ein Adagio von bestrickender Zartheit, voll süßseligen Zaubers. Aber gleichsam als schämte es sich dieser Regung, flammte das Orchester auf; hoch über gellenden Trompeten, aufwühlenden Pauken schwebte ein ferner, unwirklicher Triller.

Der Geiger stand mit herabhängenden Armen und vorgeneigtem Kopf, von dem, zerzaust vom wilden Spiel, das lange Haar wirr herabhing; noch bleicher erschien das geisterhafte Gesicht, in den dunkeln Augen war das unheimliche Feuer verglommen, sie blickten gleichgültig in das Publikum. Das war aufgesprungen, als sich der erste Bann gelegt hatte; Menschen standen auf den Stühlen, klatschten, schrien, tobten ...

Niemand achtete auf die Zwischenmusik, sie ging unter in der Begeisterung der Menge, die erst einer Totenstille wich, als sich Paganini zum zweiten Male zeigte. Es gab keine Ruhe, keine Erholung, kein Aufatmen. Die berühmten „Hexenvariationen“ schlugen die Hörer in Bann. Dann kam das Letzte. Mitten im Brillieren eines saufenden Allegrettos riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, von dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten weiter, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab ... Paganini spielte weiter, spielte die Sonate auf der G-Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallstoben wurde Raserei.

Der Lärm ergoß sich auf die Straßen. Durch wild gestikulierende Menschen fuhr eine Kutsche mit verhängten Fenstern. Niccolò Paganini saß darin; totenbleich war das Gesicht, Schweiß lag noch auf der Stirn, hohl und leer waren die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gepreßt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Einnahme des Abends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu kam aus seiner Kehle ein heiseres Hüffeln. —

Zwei Tage später stand die bleiche, schwarze Gestalt Paganinis unter dem massigen Kronleuchter des großherzoglichen Festsaals, dessen riesige, goldverzierte Spiegel das schwere Gepränge des Stils vergangener Zeiten zurückwarfen.

Die Großherzogin hatte für diesen Tag eine besondere Gesellschaft geladen und mit verstecktem Lächeln erwähnt, daß sogar ein König unter den Gästen weilen werde.

Da stand er nun, der König der Geiger; sonst nur, wie seine prunkvollen Visitenkarten auswiesen, Baron N. Paganini, Ritter hoher und höchster Orden. Dürr, eckig, mit brennenden, faszinierenden Augen, denen man nicht widerstehen konnte. Hatte man jener Sonata appassionata widerstehen können, die soeben verklungen war? Jenem Adagio, bei dem selbst das Eis der Hartherzigsten schmolz? Auch hier war der Schwarze Sieger geblieben, hatte mit seiner Musik durch seidene Roben, durch ordengeschmückte Uniformen hindurchgegriffen und in jeder Brust eine hemmungslose Revolution des Gefühls entfacht.

Gewiß waren einige Hochgestellte unter den Anwesenden, die dem „wandernden Musikus“ seinen Triumph nicht recht gönnten. Es war vor allem auch der Bischof, der Paganinis Sieg über die Messe in der Kathedrale nicht verwinden konnte. So war er es auch, der die Stirn am krausesten zog, als die Großherzogin unter dem Jubel der andern verkündete, daß der Ritter Niccolo Paganini zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt sei, und kategorisch hinzufügte: „Was Paganini anordnet, ist im voraus bewilligt!“

Der Geiger beugte das Knie vor der Großherzogin und küßte die Fingerspitzen der lächelnd gereichten Hand.

„Bekommen wir noch etwas zu hören?“ fragte Marie Luise.

„Wollen Kaiserliche Hoheit die Güte haben, das nachfolgende Stück als Antrittskonzert Paganinis zu betrachten.“

Er spielte die „Teufelstriller-Sonate“ von Tartini.

Das erstarrte, von geheimen Schauern unterbrochene Schweigen der Hörer fand erst, lange nachdem die Geige aufgehört hatte zu spielen, seine ungestüme Entladung.

Der Bischof verschränkte krampfhaft die Arme; drohender Zorn



Zwei Tage später stand die bleiche, schwarze Gestalt Paganinis vor der Großherzogin im Festsaal.

lag in seinem geröteten Gesicht. „Das ist Zauberei! Teufelswerk!“ rief er.

Der Geiger hatte das Wort gehört. Ein starres Lächeln im Gesicht, wandte er sich dem Sprecher zu. „Monsignore, der Heilige Vater in Rom scheint über meine Kunst anderer Meinung zu sein. Ich glaube nicht, daß einem ‚Höllensbündler‘ die allerhöchste päpstliche Auszeichnung mit dem Orden vom Goldenen Sporn zuteil werden könnte.“

Er verneigte sich und ging davon, zum Saal hinaus. Draußen, auf der Veranda mit der alten Barockbalustrade, traf er ein junges Mädchen, das mit großen Augen, in denen Abwehr und Anklage lagen, zu ihm aufsaß. Ihre Stimme war zitternde Erregung, als sie die Worte hervorstieß: „Sie — Sie lügen mit Ihrer Musik!“

Bevor der Geiger eine Entgegnung finden konnte, war Luisa Rizotti verschwunden.

So blieb der Raftz und Ruhelose in der großherzoglichen Residenz. Auf dem Lande draußen, in der Nähe Parmas, hatte er sich eine Villa gekauft, einsam, von hohen, schattenden Bäumen umgeben, von denen abends das schneidende Zirpen der Zikaden ertönte. Dort lebte er mit seinem zehnjährigen Sohn Achill.

Bis in diesen stillen Landsitz Gajone fühlte sich der Kränkelnde von dem Wort verfolgt: „Sie lügen mit Ihrer Musik!“ Er kam von dieser Äußerung nicht mehr los. Früher hätte er sie mit einem gleichgültigen Lächeln beiseite geworfen, aber nun, da ihm der Spiegel sein fahles Gesicht zeigte, die Augen, in denen erste Altersmüdigkeit lag, da ihn quälendes Hüfteln mahnend einen einkehrenden Rückblick auf sein Leben gebot, wirkte dieser Ausspruch in ihm fort.

Wer war dieses seltsame Mädchen, das so durch alle Klippen und Tiefen seines Wesens hindurchschaute? Eine Heilige, die gegen den Zauber bisher nie versagender Musik gefeit war? Jung war sie, dunkel und schön in ihrer Erregung. Mehr wußte er nicht.

Es fügte sich, daß an einem der nächsten Tage der Konzertmeister Lorenzo Rizotti mit einer Volksbitte in die Stadtwohnung

Paganinis kam. In der Stadt Piacenza wütete die Cholera und hatte viele Opfer gefordert. In Parma war bereits eine Hilfsaktion angeordnet worden. Und nun — nun wollte man Paganini bitten, mit dem Hoforchester drüben in Piacenza ein Konzert zum Besten der Kranken und Hilfsbedürftigen zu geben.

Paganini zog die Brauen zusammen, sein Gesicht wurde kalt und schroff. „Das Orchester kann spielen. Aber ohne mich. Paganinis Geige ist unter zehntausend Lire nicht zu hören. Addio, Herr Konzertmeister.“

Der abweisend-verächtliche Zug, den seine Mundwinkel stets aufwiesen, wenn etwas aus dem verhassten niedern Volke an ihm heraufkroch, wich schnell, als er zu seiner Verwunderung vom Fenster aus sah, wie der Konzertmeister auf der Straße von einem Mädchen empfangen wurde, mit dem er weiterging. „Ah!“

Noch am selben Tage erfuhr er, daß Luísa die Schwester Lorenzo Rizottis war.

Am nächsten Vormittag, als der Konzertmeister zur Probe im Theater weilte, hielt vor dem schmuckweißen Häuschen, dort in der Nähe des Schlossparkes, ein Wagen. Ein weiter, schwarzer Mantel flatterte heraus und verschwand in der Haustür.

Luísa stieß einen erschreckten Schrei aus.

„Signorina, Sie werden mir den unangemeldeten Besuch verzeihen“, sagte Paganini und heftete seinen dunkeln Blick auf das schöne Mädchen. „Gaben Sie mir doch selbst Anlaß, kommen zu müssen. Sie bürdeten mir ein Wort auf, das ich ohne nähere Erklärung nicht länger zu tragen vermag.“

Befangen stand Luísa dem berühmten Gast gegenüber und rückte ihm mechanisch einen Stuhl zurecht. Licht und friedlich war es im Zimmer. Ein Kreuzifix hing an der einen Wand, an der andern eine Gitarre. Ein fremdes, kaum je gekanntes Gefühl beschlich den Besucher und ließ ihn leiser sprechen. Er lobte die außerordentlichen Fähigkeiten des Bruders, erklärte, daß er vernommen hätte, Signorina Rizotti verstehe recht Gutes auf der Gitarre hören zu lassen, und daß er sich freuen würde, einmal bei ihrem Spiel zugegen zu sein. Dann stellte er nochmals seine Frage.

Schüchtern strich Luisa aus ihrem feingeschnittenen, leicht gebräunten Gesicht ein paar krause Locken zurück; ihre Augen waren über den Fragenden hinweggerichtet.

„Ich weiß heute nicht mehr, wie ich zu jenen Worten kam. Ich weiß nur noch, daß mich Ihr Spiel in alle Höhen und Tiefen riß, die nicht mein waren. Vielleicht sprach ich die Worte, weil sich mein Empfinden dagegen aufbäumte, während des Adagios erst in alle Höhen irdisch-himmlicher Seligkeit geführt und dann deswegen mit höhnischem Gelächter — denn das Klang aus Ihrer Geige und war furchtbar — verspottet zu werden. Ich hatte das Gefühl, tausend farbige Wunder zu erleben, aber sie waren kalt, ich fror dabei; in keinem lag ein Herz, in keinem eine Seele, in keinem Liebe und Güte. Ihre Musik lügt? Heute weiß ich es nicht mehr. Ich bitte Sie . . .“

Vaganini hob abwehrend die Hand. „Die Erklärung ist matt“, sagte er und setzte ein dünnes Lächeln auf, das mehr für sich gedacht war. Dann schwieg er lange, sah gedankenabwesend vor sich hin.

Endlich fragte er: „Wissen Sie, was Jugend ist, Signorina Luisa? Nein, Sie können es nicht wissen, denn Sie wurden sich dieses Geschenkes nicht bewußt, weil Sie es leben durften. In der Jugend allein liegt der Wahrheitsinn der Welt; Jugend ist ewig blauer Himmel, der sich in unwissend unerlösten Kinder-Augen spiegelt; Jugend ist der Ball auf grüner Wiese, solange er noch mehr bedeutet als pralle Geldbeutel und Königreiche; Jugend ist erstes und einziges Gold der Welt, sie ist der Quell alles Guten, aller unsterblichen Schönheit und Wahrheit. Ich lüge mit meiner Musik? Ich blende?“ Der Gast lachte trocken auf. „Meine Jugend war Tag für Tag Gefängnis. In der Passo di Gatta Mora zu Genua liegt eine dunkle Kammer, in der einst ein Knabe täglich vierzehn Stunden eingesperrt war und gezwungen wurde, ununterbrochen auf der Geige zu üben. Er wußte nicht, was Spielen auf grüner Wiese ist, wußte nicht, wie man in den blauen Himmel lacht, wußte nichts vom freien Umhertollen mit andern Kindern, er hatte Geschwister und kannte sie kaum . . . er kannte nur Geige, Hunger und Prügel.“ Der

Gast starrte vor sich hin. Ein verwitterter Troß, ein zersekendes Aufhäumen glomm in seinen Augen, als er die Worte hervorstieß: „Gebt mir, was ich nie besaß! Gebt mir diesen einzigen Wert des Lebens! Meine Jugend!“

Luisa saß stumm und reglos. Die leidvolle Anklage gegen ein nie wieder einzuholendes Betrogensein hämmerte in ihren Ohren. Ein Leben ohne Jugend? Ganz fern und dunkel nur ahnte sie die Bedeutung dieses Wortes. Ein Frösteln lief über ihren Rücken. Sie sah auf den Dasißenden. Das war ein anderer Mensch als der im Konzert; herb und bitter das bleiche Gesicht. Da glitt aus ihren Augen ein Blick zu ihm hinüber, der war, als striche eine linde, warme Hand leise über Stirn und Haar. Er fand Ziel, wurde Echo; die blassen Lippen des Geigers bewegten sich, murmelten unverständliche Worte; hoffnungsgierige Glut trat in die Augen, dünne, sehnige Hände griffen in das Lockengewir des Mädchenkopfes: „Luisa ... Luisa ... schenk mir deine Jugend!“ —

Als Lorenzo nach Hause kam, fand er Luisa nicht. In der Kirche, unter dem Bilde des Gekreuzigten kniete sie und betete.

Aber es gab kein Ausweichen mehr. Tage später sah sie in Gajone mit ehrfürchtigem Staunen auf die kostbare Geigensammlung Paganinis, unter der sich allein sieben Stradivari und zwei Amati befanden, auf die viel umrätselte, nach besonderer Art gebaute Bratsche, die noch niemand gehört hatte und die im Tonklange der menschlichen Stimme ähneln sollte.

„Niccolo“, sagte sie zu ihm, und er war guter Laune gewesen all die Tage hindurch.

Da wagte sie es noch einmal. „Niccolo“, bat sie und schlang ihre Arme um seine Schultern, „— spiele in Piacenza!“

Er kniff die Lippen zusammen. „Ich bin gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe, Luisa; ich muß mich schonen.“

Da ließ sie müde die Arme fallen, und als er beschwichtigend nach ihrer Hand griff, fragte sie leise, eindringlich: „Denkst du nie mehr an deine Eltern?“

Ein grelles Lachen schallte durchs Zimmer. „Ja, gewiß! An meinen Vater! Für den ich von Kindheit an der Quell seines

unerfättlichen Geldbeutels war, der mir das Licht des Tages und das Lachen stahl, der mich einer einzigen falsch gespielten Note wegen schlug und hungern ließ, der mir die Pest an den Leib wünschte, als ich später meinen eigenen Weg ging, und der mich zu erschlagen drohte wie einen Hund, wenn ich ihm nicht restlos meine Einkünfte zu Füßen lege.“

„Und deine Mutter, Niccolo?“

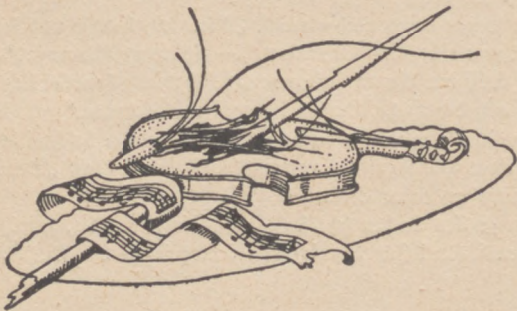
Paganini schwieg. Sein Blick wurde ruhig, schweifte weiter und weiter zu einem fernen Suchen hinfort; dann zuckte es kaum merklich in dem bleichen Gesicht. Ein Augenpaar tauchte auf, das trotz Kummer und Sorge immer einen freundlichen, ermutigenden Blick für den schwachen, hageren Knaben gehabt hatte; ein Mund, der einzige, der in trostloser Zeit ein gütiges Wort sprach; zwei arbeitsmüde Hände, die das wirre Knabenhaar zurückstrichen . . .

Paganini wandte sich langsam um und schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann nahm er die Guarneri aus dem Kasten, ließ ein paar leise gezupfte Töne aufklingen.

„Niccolo?“

Er nickte stumm. —

Luisa fuhr mit nach Piacenza. Sie blieb bei ihm, als er noch weitere Städte mit seinen Konzerten besuchte. Ein stilles, frohes Lächeln zierte ihren Mund. Das blieb auch dann noch haften, als sie sah, daß er längst wieder andern schönen und hochstehenden Frauen lockende Blicke zuwarf, auch dann noch, als sie in der holpernden Kutsche allein nach Hause fuhr.





Witz Scherz Humor



„Was, ich soll das Huhn bezahlen? Das lag ja schon tot auf der Straße, als wir es überfahren haben!“ — „Das macht nichts; jetzt ist es aber in solch einem Zustand, daß ich es nicht mal mehr braten kann.“

*

„Sie bitten also um die Hand meiner Tochter Ilse; sind Sie auch in der Lage, eine Frau zu unterhalten?“

„Warum nicht, wozu bin ich denn Komiker am hiesigen Schauspielhaus!“

*

Die junge Dame erhielt von ihrem Verehrer einen Brillantring.

„Ist der Stein auch echt?“ fragte sie.

„So echt wie deine Liebe!“ entgegnete er ihr.

Da gab die Dame den Ring zurück.

Vermieterin: „Haben Sie einen Hund oder eine Katze oder vielleicht Grammophon oder Rundfunk?“

Mieter: „Nein. Aber einen Füllfederhalter, der etwas kratzt. Stört Sie das?“

*

„Diese Uhr, mein Herr, geht vierzehn Tage lang, ohne daß man sie aufziehen braucht!“

„Schön, und wie lange geht sie, wenn man sie aufzieht?“

*

„Ich glaube, Ihr Mann ist erst in aller Morgenfrühe heimgekommen?“

„Das stimmt auffallend, aber ich habe ihn auch nicht früher erwartet, denn ich wußte ja, daß er mit *I h r e m* Manne ausgegangen war.“

*

„Habe ich dir nicht gesagt“, schimpft der Meister, „du sollst aufpassen, wenn das Wasser kocht?“

„Das habe ich doch gemacht, Meister“, antwortet der Lehrling, „es war genau sieben Minuten nach zehn!“

*

„Papa“, sagte die musikbegeisterte Tochter, „was soll ich dir von Chopin vorspielen, die Etüde A-Moll oder C-Moll?“

„Bist du verrückt!“ schrie der Vater, „mir solche Angebote zu machen! Es ist genug, wenn du sie amol spielst, zehnmol will ich sie nicht hören.“

*

Sie: „Wenn alle Männer nach der Heirat so aufmerksam zu ihren Frauen wären wie vorher, dann würde es viel weniger Scheidungen geben.“

Er: „Möglich, aber mehr Pleiten.“

*

„Haben Sie unsern Kassier heute schon gesehen?“

„Ja. Er hat sich den Schnurrbart abrasiert, hat im Kursbuch nachgesehen, und dann ist er gegangen!“



Wenn ein Riese sich die Haare schneiden lassen muß . . .
Zeichnung von Hans Landwehrmann.

Sie: „Es muß schrecklich sein, wenn eine Frau merkt, daß sie alt wird!“

Er: „Noch schrecklicher, wenn sie es nicht merkt!“

*

„Warum tun Sie denn nichts gegen Ihre Schwerhörigkeit?“
„Das hat noch Zeit, bis meine Tochter mit dem Klavier-
unterricht fertig ist.“

Vater: „Du bist also gestern mit dem Auto spazieren gefahren und hast deine Freunde mitgenommen?“

Sohn: „Sawohl!“

Vater: „Schon gut. Aber einer von deinen Freunden hat seine Puderdose im Wagen liegen lassen.“

*

„Wie is det bei Sie mit dem Essen?“ fragt Minna die Gnädige.
„Wird bei Sie jezriffen oder jeloosen?“

„Was soll das heißen?“

„Na, ick meene bloß, jeift jeder zu, wenn er Hunger hat oder muß ick rumloosen und anbieten?“

*

„Junge, schämst du dich nicht, von zwanzig Schülern der letzte zu sein!“

„Aber, Vater, das könnte doch noch viel schlimmer sein!“

„Schlimmer? Wieso?“

„Wenn wir in der Klasse zum Beispiel vierzig oder sechzig wären.“

*

„Ist es wahr, daß dein Onkel so schwer krank ist?“

„Ja.“

„Da mußt du nun wohl auf alles gefaßt sein?“

„Auf alles nicht. Das Motorrad erbt sein eigener Sohn.“

*

„Was haben Sie denn an dieser Dame auszusehen?“ fragte der Heiratsvermittler.

„Ihre Vergangenheit stört mich.“

„Was wollen Sie denn, die ist doch makellos!“

„Das schon, aber viel zu lang!“

*

Kurti sah zum erstenmal einen Igel und rief ängstlich aus:
„Mutti, guck, da ist ein Kaktus durchgebrannt!“

rachten

wie sie wurden und wie sie sterben

Die Berge stehen unverrückt, die Flüsse folgen ihren alten Läufen. Und doch scheint die Erde kleiner geworden zu sein. Allein es geschah nichts weiter, als daß der Mensch beweglicher wurde, findiger, schneller — ruheloser. Noch leben Leute, denen die Überwindung einer Entfernung, zu deren Zurücklegung man heute kaum eine Aktentasche mitnimmt, eine Reise, tagelange Beschwerden mit allen Unbehaglichkeiten der Diligence bedeutete. Der Aktionsradius des Menschen wurde unverhältnismäßig größer, ja, das Blickfeld der Wirklichkeiten erweiterte sich ihm so jäh, daß er in einen Taumel verfiel, der ihn glauben machte, die Erde sei zusammengeschrumpft. Doch man rüttelt nicht ungestraft an den Stützen des alten Gewölbes. Man rast wohl aufgeregter hin und her, doch letzten Endes steht man an dem Ufer der See und steht auf dem Gipfel des Berges, und der großen Fragen sind nicht weniger und der großen Antworten sind nicht mehr geworden. Und während man das furchtbare Gleichnis wahrhaben will, Zeit ist Geld, zeigt es sich immer deutlicher, immer drohender, daß Zeit Leben ist, quellendes, heißes Leben, das nie wiederkehrt, das sich nicht kündigen noch wechseln noch verlängern läßt. Je rasender der Kreislauf, das Tempo eingeschaltet wurde, desto rasender kreiste es selbst, die Lenker wurden bald Gelenkte, Gefangene, Geschleuderte, und die eben noch stolz zu herrschen geglaubt, liegen längst in die Zügel ihrer eigenen Weltherrschaft verstrickt. Stück um Stück ward von der entfesselten Drehscheibe geschleudert, Veraltetes, Wertloses, Brüchiges, Ballast und Gerümpel, aber auch Dinge, deren Wert man erst abzuschätzen vermag, wenn sie kaum mehr gehalten werden können. Und so merkte man eines Tages, daß mit Andacht und Ehrfurcht, mit dem Glauben an Sinn und



Grenchener Tracht aus dem Schweizer Kanton Solothurn.

Wirkung der Vergangenen unter vielem anderen auch die Tracht davonfliege, davon-
geflogen sei.

Gewiß, die Menschen sind einander näher gerückt, nicht immer brüderlich, bewahre, aber immerhin. Wir wissen schon: Zeppelin und Rundfunk, Kabel und Fern-D-Zug, „Bremen“, Dornier und so weiter. Einst, nicht zu Römers Zeiten, auch nicht als die Staufer herrschten, auch nicht als der Dreißigjährige Krieg tobte, als Frankreich das große republikanische Experiment anstellte, als Napoleon auf Sankt

Helena starb, nein, später noch, bevor die Maschine entfesselt ward, Berge durchbrach und Meere überbrückte, damals, da war noch jedes Tal eine Welt für sich, abgeschlossen, ganz und gar auf sich selbst gestellt. Der Gau aber, das Land, war so groß und das Reich so ungeheuer, und der Kontinent ein Kontinent. Und da man sah, daß Gleiches sich gleich trug, die Diener des Herrn und die Diener des Kaisers und dieser Stand und jene Kaste, da schuf man sich auch äußere Zeichen mannigfacher Verbundenheiten durch Land und Leben, durch Leid und Freud, durch Glauben und Herkommen. Und hatte erst ein Dorf, ein Tal damit begonnen, so war der Wettstreit entfacht, und bei der Sucht der germanischen Stämme nach Individualität und Eigenbrötelei braucht man nicht zu fürchten, daß eine Farbe, ein Stoff oder eine Form ungenutzt geblieben sei, im Rahmen der allgemeinen Volks- und Landestracht Besonderheiten mit Nachdruck zu betonen. Mit dieser Uniformierung entwickelte sich die weitere Differenzierung und Distinguierung: man schloß sich zu ständischen Gruppen zusammen, schied sich sozial, schuf Besonder-

heiten für die Jahreszeiten, die Feste des Kalenders, des Lebens, und tat endlich auch durch äußere Zeichen kund, was letzten Endes niemand etwas anging. Doch da es ohnedies jeder in der Gemeinde wußte, konnte man auch dies der Tracht ruhig überlassen.

Da scheint es wie Widersinn, wenn die Trachten durch ein Geschehen entwurzelt werden, durch eine Entwicklung, die einst den Keim aller Tracht in das Volk getragen hatte: den Sturm einer Zeit, die nun wieder Trachten, nein, Gleichgekleidete zu schaffen sich anschießt. Nur, daß jetzt weit größere Einheiten in nüchterner Sachlichkeit zusammengelegt werden und es schier heisterbachisch zugeht, wenn man sieht, daß nun einem halben



Solche buntfarbigen Trachten tragen die Männer in den Dörfern der ungarischen Ebene. Magyar-Silm-Troda-Sendpiehl.

Trachten, wie sie wurden und wie sie sterben

Erdeil Ähnliches widerfährt, wie noch vor keinem halben Jahrhundert einem Tal. Da aber tut sich schon der krasse Unterschied und Gegensatz auf zwischen Tracht und Mode.

Tracht ist das Beharrende, das von innen heraus organisch Gewachsene, der Zusammenklang der Persönlichkeit mit den Gegebenheiten der Landschaft, ihrer Frucht, ihrer weltnäheren oder weltferneren Lage. Tracht ist etwas Einmaliges, das sich entwickeln konnte, halb bewußt, halb unbewußt, das schon im Absterben ist, wenn man sich über seine Sonderlichkeit Rechenschaft geben will, etwas, das sich wohl als Erinnerung, als Keim für Anderes, Neues bewahren, das sich aber nie aufwecken oder züchten läßt. Denn der Mensch schuf sich seine Tracht aus innerem Zwang, aus Lebensbedürfnis, Lebensfreude, er hing ihr an aus Treue zu seiner Erde, seinem Stamm. Legt er sie ab, nimmt sie ihm eine neue Zeit, läßt er sie sich nehmen, so kann man nur darob trauern, daß dieser alte Menschenschlag stirbt. Man kann wohl neue Menschen in die alten Kleider stecken, doch sie werden Masken bleiben, Kostüme, oft auch nur Mode. Denn Mode ist das Unberechenbare, das immer Wechselnde; ihr Reiz ist der Unbestand, ihr Antrieb die Suggestion der Massen, die Dummheit der Eitelkeit, die auch all jene in eine neue Linie zwingt, die sich darin selbst zur Unmöglichkeit verdammen. Mode wird befohlen, von irgendwo, von irgendwem, sie wächst nicht und sie entwickelt sich nicht mehr, sie lebt von Launen, schaut nach Konjunktur, Konkurrenz und Effekt aus und muß mit Zeitverbundenheit durchaus nicht immer zu schaffen haben.

Tracht ist mehr als Kleidung; Tracht ist Gesinnung, Bekenntnis, Legitimation; sie gehört zum Hausrat, zu Haus und Hof, zu Sitte und Brauch, nur, daß sie wandelbarer ist als all das unbewegliche Gut. Der Hausrat vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, Höfe stehen oft durch die Jahrhunderte und blicken aus kleinen Fenstern und schwerbalkigen Stuben in neue Zeiten, doch neue Menschen wachsen heran, die ihre Tracht auf sich abstimmen, die mit der Zeitströmung schwimmen müssen, gern oder ungern, und die sich schließlich auch einzu-

fügen haben in das neue Geschehen. Die Wissenschaft — auch ein Zeichen, daß wir es bereits mit einer historischen Materie zu tun haben — liest aus einer Tracht wie aus einer Urkunde. Und wahrlich, die echte Tracht ist meist ein klarer Spiegel: ihre Allgemeinheiten lassen Schlüsse auf Land und Volk zu, ihre Besonderheiten auf die Persönlichkeit des Trägers. Bald ist sie ärmer, bald reicher, bald greller, pomphafter, bald bescheidener und vornehmer. Doch nicht immer hat das fruchtschwellende Land die leuchtendsten Stoffe, die kühnsten Schnitte, gerade weltferne Gebiete geben oft in ihrer reichen, bunten Tracht der Sehnsucht nach Lebensfreude ergreifenden Ausdruck.

Was baut da nicht alles an einer Tracht: Glaube und Aberglaube, Kultur und Geschichte schleppen viel herbei, heimische Vergangenheit vor allem; doch gibt es auch Züge, die sich in der Ferne verlieren: da klingt in einem Mantel Spanisches an, dort in einer Krause Nordisches, Dreispitze wieder weisen nach Süden und Westen. Gott weiß, welche Soldateska, welche Wandertruppe oder welcher vielgereiste Sohn des Tales dieses und jenes Attribut der Tracht vermachte. Dabei knüpfen verschiedene Stämme oder auch Täler in Form, Farbgebung und so weiter bedenkenlos an verschiedenste Perioden und fernste Zonen an. Und die Landschaft, Beruf, Arbeit, Feld und Getriebe bauen mit. Der Strom bedingt andere Kleider, andere Formen als die Heide, die Alm wieder andere als das Hügelland. Berge und Ebene sind die beiden Grundmotive, die sich neben rein Gemütlichem und Seelischem — letzten Endes ja auch sehr durch die Landschaft bedingt — bis in Kleinstes auswirken, in Wolle und Fell, Gespinnst, in Schmuck und Zutat. Neben der Landschaft als Stimmungswert, neben Feldfrucht, Wild und so fort wirkt sich auch das Klima gar mannigfach in der Tracht aus, nicht zu vergessen die Verkehrslage, ob belebender Durchzug Neues, Buntes vor die Augen treibt oder Abgeschlossenheit das Überkommene treuer, unabgelenkter bewahren läßt.

Immer findet sich die Spezialisierung. Zunächst einmal die der Männer- und Frauentracht gemeinsame des Werktags- und des Feiertagskleides. Ist das Alltagskleid, das Arbeitskleid



**Ehepaar aus dem Schlesierland
im goldenen Hochzeitsschmuck.**

NACH EINER AUFNAHME VON ATLANTIC.



Wanderndes Uhrenhändlerpaar, wie man es früher im Schwarzwald häufiger als heute antraf.

NACH EINER AUFNAHME VON S. B. D.

aus derbem Stoff, schmuck- und farbloser, so prägt sich doch bei ihm oft deutlicher als beim Staatskleid die Arbeit aus, der sein Träger nachgeht. Grundschnitt und Urform werden dann, mannigfach variiert, auf das Festkleid übertragen. Da tritt zum Zweck das Spiel, die Freude, die Phantasie, das will schmücken und reizen, repräsentieren, das Tal, das Land — sich selbst. Sich selbst! Ja, die liebe Eitelkeit und der Stolz, wie viel hat die Tracht diesen beiden zu verdanken! Denn, wenn auch Form und Schnitt und Aufputz im großen die gleichen waren bei Knecht und Klein- und Großbauer, so konnte doch der „Schwarere“ auch schwerere Stoffe nehmen. Flinseln und Zierat, hier aus Blech und Glas, waren dort Silber und Gold und echtes Gestein, und es zeigte sich wieder einmal, daß es umso weniger dasselbe ist, wenn zwei das gleiche tun, sobald der eine Geld hat und der andere keines. Doch neben solchen den Trachten beider Geschlechter eigenen Unterscheidungen zwischen Werk- und Feiertagskleidung, Kluft und Extramontur andererseits gab und gibt es, wie man gottlob immer noch sagen kann, eine ganze Reihe besonderer Merkmale für Burschen und Männer, für Mädchen und Frauen. Da erkennt man schon von weitem an der Tracht das Alter des Trägers, sieht wohl auch, welchem Tagwerk er nachgeht, erkennt etwa, ob er schon ein Mädchel gewählt hat oder nicht. Und beim Weib wieder weiß man auf den ersten Blick, ob sie noch ledig ist, ganz frei oder schon versprochen. Die Gezeiten des Lebens spielen in die Frauentracht stärker hinein als in die der Männer: Laufe und Trauung und Trauer zeitigen da und dort Attribute, oft sonderbare, aus heiliger symbolisch-legendärer Erinnerung geschöpft, wenn nicht gar aus letztem unbewußtem Nachklingen einer Zeit, da man den Gott der Liebe noch nicht gekannt.

Da aber kein Berg so hoch und keine Schlucht so tief ist, daß nicht die Jugend darüber hinwegsetzte, geschah es wieder und wieder und da und dort, daß man die Röcke kürzte oder die Kittel weitete, daß sie sich im wilden Tanz nur so blähten, daß der Brustauschnitt größer und die Taille niedergeschnürter und schmaler, die Hüften aber unterbauter und breiter wurden.

Natürlich spielten auch die Veranlagung des Stammes, sein Temperament, der Atem der Landschaft eine maßgebliche Rolle; so erklärt es sich aber auch, daß die Frauen weitaus zäher an ihrer schmucken Tracht festhielten als die unsfeteren Männer, die sich draußen in der Welt gerade in diesen Dingen so schnell abschliffen.

Ursprünglich, als der Unterschied noch nicht so kraß war, als Bürger noch ebenso ein Stand war wie Bauer, hatten auch die Städter ihre Trachten, zierlicher, anspruchsvoller, verfeinerter, reicher und wechselnder als die auf dem Lande, doch in vielen, vielen Zügen mit ihr verwandt, aus ihr entsprungen, die eine die andere befruchtend. Aber die Städte lebten schneller, kamen immer mehr in unheilvolle Hast und Ruhelosigkeit, die alle aufzehrte, die sich in ihren Bann begaben. Die Städte wuchsen und fraßen immer mehr Leute, doch je mehr sie verschlangen, umso mehr liefen ihnen zu, die Landflucht schwoll immer gewaltiger an, die Stadt ward führend, Stadtluft war Nobel-luft, man wollte blaß sein, feintnochig, man wollte so fein wie der Städter, in Gehaben und Sprache und Kleidung. Man wurde modisch, man schämte sich gar seiner Ländlichkeit. Oft freilich gab auch die Not den Ausschlag zur Abwanderung vom Land, die eitle Hoffnung, dort mehr Lebensraum zu finden, wo schon Tausende aufeinander saßen. Aus solchen Minderwertigkeitsgefühlen heraus, aus Erlöschen der Tradition trugen die Leute selbst in der Heimat immer weniger ihr angestammtes Gewand. Und als erst die Konfektion kam, da war es um die Tracht als lebendiges, wirkendes Gut geschehen. Doch es begab sich, daß der Städter, wenigstens für einige Wochen, auf das Land hinaus floh und in Kleider schlüpfte, die irgend einer Tracht entnommen waren. So entstanden Salontiroler, Bua und Deandl, immer zahlreicher wurden die federtragenden Lulus, deren Spazewadeln nicht durch die dicksten Alpacher und deren Hühnerbrüste nicht durch die breitesten Grüz-Gott-Hosenträger bergfähig wurden. Das Deandl aber bot in Stöckelschuhen und Foulardschürze, rumänischer Stickerie und Vaskenmützchen eine reizvolle, wenn auch kaum irgendwie an Tracht



Mit Dreispitz und Kniehosen angetan, spielen die wendischen Musikanten Fiedel und Dudelsack zum Tanz auf.

Pressephoto.



Spreewälderinnen beim Tanz während eines Trachtenfestes in Vetschau.

Aufgenommen von A. P. Photo.

Trachten, wie sie wurden und wie sie sterben

gemahnende Erscheinung. Also kam der Kitzsch, man sah ihn, und er siegte. Die Bauern aber, Burschen und Dirndl, die mußten natürlich städtisch gehen, und so gab und gibt es denn Figuren, die erschreckend beweisen, wie dicht Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit nebeneinander wohnen.

Doch es kamen endlich Einkehr und Besinnung. Man holte die köstlichen alten Dinge aus der Tiefe der Truhen, stellte sie hinter Vitrinen, zog sie zu den höchsten Festen des Jahres und des Lebens an, man knüpfte an überkommene Trachten an, die Wissenschaft griff höchstselbst pedantisch ein, schied echt von unecht. Vereine taten sich zusammen — wie grotesk-traurig wirkt es, wenn bei jeder „Gruppe“ eines Trachtenzuges Tafeln getragen werden müssen, die angeben „was jetzt kommt“ —, Schußbestrebungen, Wiedererweckungsversuche setzten ein, ja man schuf, ganz abgesehen von den Schützentrachten, die oft sehr Gutes und oft sehr Schlimmes bieten, trachtenähnliche Einheitskleidungen, die sich in Salzburg und Steiermark recht gut einzubürgern beginnen. Doch immer zahlreicher häufen sich die Schätze in den Museen, immer ängstlicher hütet man Trachtendarstellungen auf Gemälden und Stichen, Motivbildchen, Grabbildern, Darstellungen auf Marterln, immer öfter reliquiirt man, immer vollständiger registriert man — und das ist das Ende. Dennoch ist das gesunde Empfinden für Echtes im Volke unausrottbar lebendig geblieben, und zumal in den westlichen Alpenländern Österreichs, in Tirol und Vorarlberg, findet man immer noch lebendiges Trachtengut. Im ganzen aber ist die Tracht am Aussterben; man kann das wohl verzögern, im ganzen aber geht die Zeit erbarmungslos darüber hinweg.

Lut doch nicht so, als sei jetzt alles zu Ende! Alles lebt, indem es fließt, und wer helle Augen und scharfe Ohren hat, der sieht, der hört, daß sich auch in dem Neuen und Neuesten Formen regen; andere freilich, ungewohnte und darum vielfach bekämpfte, aber Formen, die dem neuen Geist angepaßt sind, Formen, die sich der neue Wille, die neue Welt baut. Nicht, daß sie sich über die Gesetze organischen Werdens, die sich auch in der Tracht so wunderbar offenbaren, hinwegsetzen oder auch

nur hinwegsetzen könnten: die Urformen sind durch Zweck und Art so festgelegt, daß sie konstant bleiben müssen. Und das erdrückende Übergewicht unseres Trachtengutes geht im allgemeinen nicht einmal weiter als eineinviertel Jahrhundert zurück, wenn sich auch manche Tracht, manches Stück oder manche trachtliche Eigenart — wunderbar genug — selbst aus dem Mittelalter fast rein bis in unsere Lage lebendig zu erhalten vermochte. Und die Stürme unserer Lage wird überdauern, was wahrhaft echt ist und treu zu sich selbst steht, und vielleicht werden noch späte Geschlechter ein Loblied auf jene Zeit anstimmen, die, allem Unbill und allem Weltwandel zum Trost, in liebevoller Bemühung sich in Dinge versenkte, die Klein und äußerlich scheinen, aber in Wahrheit weit größer und innerlicher begründet sind, als es auf flüchtigen Blick hin den Anschein hat.

Tanzlied

Ei, was bin i für e lustiger Bue! I kann ja so zwitschgerle tanze!
 Ei, was hab i für Schühle an! Ei, was hab i für Schnalle dran!
 Mei Schnalle, mei Schuh!

Ei, was bin i für e lustiger Bue! I kann ja so zwitschgerle tanze!
 Ei, was hab i für Strümpfle an! Ei, was hab i für Zwickle dran!
 Mei Zwickle, mei Strümpfle, mei Schnalle, mei Schuh!

Ei, was bin i für e lustiger Bue! I kann ja so zwitschgerle tanze!
 Ei, was hab i für Hösle an! Ei, was hab i für Bändle dran!
 Mei Bändle, mei Hösle, mei Zwickle, mei Strümpfle, mei Schnalle,
 mei Schuh!

Ei, was bin i für e lustiger Bue! I kann ja so zwitschgerle tanze!
 Ei, was hab i für Westle an! Ei, was hab i für Täschle dran!
 Mei Täschle, mei Westle, mei Bändle, mei Hösle, mei Zwickle, mei
 Strümpfle, mei Schnalle, mei Schuh!

Ei, was bin i für e lustiger Bue! I kann ja so zwitschgerle tanze!
 Ei, was hab i für e Röckle an! Ei, was hab i für Rösle dran!
 Mei Rösle, mei Röckle, mei Täschle, mei Westle, mei Bändle, mei
 Hösle, mei Zwickle, mei Strümpfle, mei Schnalle, mei Schuh!

Ei, was bin i für e lustiger Bue! I kann ja so zwitschgerle tanze!
 Ei, was hab i für e Köpfe auf! Ei, was hab i für e Hütle drauf!
 Mei Hütle, mei Köpfe, mei Rösle, mei Röckle, mei Täschle, mei
 Westle, mei Bändle, mei Hösle, mei Zwickle, mei Strümpfle, mei
 Schnalle, mei Schuh!

Flucht aus dem Zweierlei

ERZÄHLUNG VON GEERT BLOEM

Welcher Ehemann macht ein freundliches Gesicht, wenn plötzlich an seiner Zeitung, die er beim Frühstück liest, kleine lebendige Flammen heraufzüngeln? Das läßt sich höchstens ein in langer Ehepraxis hart im Nehmen Gewordener gefallen. Erhard aber trainiert erst seit zwei Monaten.

Er zerknittert wütend Feuerchen und Zeitung, „Bist du verrückt geworden?“ sein Gegenüber anschreiend. Margit hockt auf untergeschlagenen Beinen auf dem Couche-Ende. „Ich kann nicht ausstehen, wenn du morgens immer gleich Zeitung liest! Ich soll danebensitzen und mich mit den Kaffeetassen unterhalten. So was nennt sich nun Ehe! Man heiratet einen Ethnologen, der vier Erdteile kennt, und der Gipfelpunkt seiner Unternehmungslust ist ein Ausflug im Postauto. Wenn das so weitergeht, suche ich mir eines Tages mein Abenteuer allein.“

Nächstens steckt sie noch die ganze Wohnung in Brand, damit man mit ihr an einer Afrikaexpedition teilnimmt. Hier melden sich Auffälligkeiten, die im Keim erstickt werden müssen, will man nicht ganz unter die Feuergewalt der Frau gelangen. „Das ist immer das gleiche Theater mit launischen Frauen: fürchterliche Ankündigungen, selbständige Entschlüsse, Fortgehen. Auf solche Schreckschüsse falle ich nicht herein.“

Das war ihr erster großer Krach. Faust auf den Tisch, Wutausbrüche, Fußaufstampfen. Dazwischen kläfft Stummel, das Foxkind. Erhard greift zum Hut und marschiert eifrig ins Kolleg. In den jungen Ehen gibt es viel Theaterdonner, in den alten ist er echt.

Nun kann Margit wieder den halben Tag zu Hause sitzen. Sie starrt in Stummels drolliges Zottelgesicht und fühlt sich entsetzlich unglücklich. Diese Ehe ist ja schon reif für den Scheidungsanwalt! Ihr Mann behandelt sie, als ob sie bloß Krümel im Kopf hätte.

Trotz und Latendrang packen sie zu gleicher Zeit mit einer Heftigkeit, die sie berauscht. Sie weiß schon so genau, was sie jetzt beginnt, daß sie ganz kribbelig wird in gespannter Ungeduld. Bildet er sich etwa ein, sie könnte rein gar nichts mehr ohne seine werte Erlaubnis tun? Es gibt Pläne, die man sich immer wieder zärtlich für zwei überlegte, man kann sie aber auch allein ausführen.

Was ist die Uhr? Drei Viertel zehn, famos, die Sache klappt. Ihr zittern die Finger, die Knie, während sie in fliegender Hast ein Wochenendköfferchen packt, auch den Badeanzug vergißt sie nicht. Stummel sitzt auf eingerolltem Hinterteilchen neben ihr und blickt sie mit schwarzen Kulleraugen treuherzig durchtrieben an. Sie schwenkt ihn aufgestemmt durch die Luft. „Ach, Stummelchen, denk doch bloß, ich verreise! Aber du kannst nicht mit, einer muß doch auch bei Herrchen bleiben und ihn trösten. Gib dir ordentlich Mühe, er hat's nötig. Du bist erst gestern wieder zwei Stunden ausgerissen, Schlingel, jetzt ist die Reihe mal an mir. Aber ich mach's gründlicher!“

Der monatliche Ehewechsel des Vaters liegt sauber gespart auf der Bank. Wozu ist ein Rotgroschen da? Elegant und erhibt stürzt sie in den Schalterraum, viele Leute warten da. Sie müßte einen Revolver ziehen und den gleichgültigen Beamten aufscheuchen zur sofortigen Auszahlung ihres Schecks. Der Blechzeiger an der Wanduhr zuckt fahrig. Und es ist schrecklich heiß, man muß sich Bewegung machen. Margit umstreicht den Zeitungsstand vor dem Eingang, fischt sich eine italienische Zeitung heraus und durchblättert sie neugierig. Geheimnisvolle Worte, hinter denen sich eine unverständliche Welt verbirgt. In drei Stunden bin ich drüben, dann wird diese Welt wohl nicht mehr so unverständlich sein.

„Danke, danke — es wird schon stimmen, glaube Ihnen“ — bloß schnell —

In der Elektrischen schreibt sie auf ruckelnden Knien diesen kleinen Zettel wirr und eilig: „Sei nicht zu böß und hol mich morgen Mittag auf dem Flugplatz ab, ich fliege ein bißchen nach Venedig, weil du einfach unausstehlich bist, sechsundzwanzig

Stunden, wie ich es liebe. Ruß ...“ Und verknüpft sich einen blödsinnigen Nachsatz nicht, der ihr ähnlich sieht: „Bette fünfzig Pfennig, daß du mich in dem kleinwinzigen Venedig nicht aufreiben würdest, und außerdem hättest du den Schwung nicht ...“ Ins Kuvert und zugepappt. „Eilboten“, sonst sucht Erhard noch auf dem Fundbüro nach ihr!

Endhaltestelle! Lichtschimmernde Fittiche sind soeben im Zugriff, sich auf dem heimischen Flugplatz München-Oberwiesensfeld niederzulassen. Der Brief an das eigene Zuhause plumpst flink und eifrig in den Postkästen am Flughafengebäude.

Schon die kleinen Formalitäten des Gepäckabwiegens, Flugscheinlösens und der Paßkontrolle haben den prickelnden Reiz des Ungewöhnlichen.

Das ist großer Stil. Das ist Alltagsbefreiung. Drei Leitersprossen, und du bist gelöst. Neue Menschen, die, eingelassen zwischen die metallenen Schwingen eines riesengrauen Vogels, bereit sind, die Welt im großen Maßstab zu erleben.

Es rumpelt, hoppelt, die drei Motoren ziehen los mit Gewalt! Sie denkt nicht an sich, nicht an Erhard, macht nur noch große Augen. Augen, die begeistert Schönheit trinken, schlürfen tief und gierig. Das Weltbild ist umgestaltet, gespiegelt im glatten Blau des Himmelsmeers. Die sonst so unerreichbaren Alpengipfel nun ganz nah, ihre Felskanten rißhaft im Höhengschnee zu erkennen. Die Schluchten und braunen Hänge viel tiefer als die Gipfel. Ganz klein und unbedeutend die Häuser, in denen die Menschen wohnen, die sich einbilden, um ihretwillen sei die Erde da. Nun ist überhaupt nichts mehr von ihnen zu sehen; die Erde liegt tief und verlassen in ihrem Urzustand.

Sie brausen erhoben über alles hinweg. Stürmen aufwärts, Wind und Sonne auf den Flügeln tragend. Fliegen, das ist nichts, was man vernünftig und mit kaltem Blut erlebt. Dies törichte, unbändige Glücksgefühl, über das man keine Rechenschaft geben kann: so und so, aus den Gründen a, b und c. Kurz gesagt, Margit hat den Flugrausch. Wolken schwimmen heran, lautlos ungeheure Liefseefische, weißblendend, bläulich durchschattet. Pudelige Knäuelwolken stürmen die schrägen



In der Lagunenstadt.

LICHTBILDSTUDIE VON W. J. BLOEM.

Hänge der Berge, kippen über Grate und stürzen jenseits zu Thal. Über sie hin, an ihnen vorbei, durch sie hindurch rauscht der Märchenvogel der tausendundein Gesichte. Die Dolomiten, als letzte ragende Wächter, vertreten ihm mit geschulterten Lanzen den Weg, er schwingt sich darüber, und viertausend Meter hinab weitet sich jetzt gedehntes Land in buntem Mosaik: Oberitalien. Am Horizont hängt ein verschwommenes Schillern, unbestimmbar noch im Dunst; dahinter liegt Venedig und die blaue Adria, sagt der Bordfunker.

Im Raubvogelflug stoßen sie nieder, dem Rund aus Stadt, Lagune, Meer entgegen. Zwei Stunden Flug. Zwei Stunden in der Luft — zwei Wochen zogen einst mühselig die Karawanen der Feldherrn und Kaufleute übers Gebirge.

Ein Feld, bedeckt mit sonngedörretem, kurzem Gras, und fremdartige Menschen, die sich in unverständlichen Vokalen um Pässe und Gepäck bekümmern, Fahrt durch blausprizende Hafenswellen im hupenden Motorboot: Margit setzt den Fuß vom schwankenden Bootsrand wirklich und kaum begreifbar auf das Steinufer der Piazzetta.

Steht sie nicht nur im Traum auf dem heißen Pflaster der schwimmenden Stadt? Sie starrt auf die bunten Glasperlen-schnüre vor der Tür eines Juwelenhändlers, als seien das die Sehenswürdigkeiten von Venedig. Ach, ich bin ja ganz durchgedreht im Kopf, mir kreist noch der Flug im Blut! Draußen spannen sich Himmel und Meer in weitem Bogen umeinander, weiße Schiffe schweben dazwischen; und ganz nah sind weiße Steinfassaden, Kais, Pflaster. „Weiß und bläulich, alles weiß und bläulich — —“

In heißer, unbewegter Luft zieht ein Gemisch von Gerüchen. Trübschillernde Kanäle, in denen die Ruhe schaukelt. Gewölbte Brückenbogen, dunkeläugige Menschen mit sorglosen Gebärden. Das schmachtende Lied eines in Lumpen gehüllten Kindes hallt aus einer trüben Gasse. Sie läßt sich bestürmen, in glücklichem Nachgeben, beschwingt von ungebundener Leichtigkeit. Jung, endlich wieder einmal allein und unternehmend biegt sie sich durchs Gewühl der wagenlosen Straßen; hier gibt es keine

Autos, nur über den Canale Grande sausen sie, hupend und schön karossiert, doch unten sind es Motorboote. Margit lächelt beglückt. Jemand nähert sich ihr mit höflicher Gebärde und prangend dem schwarzen Gelock; sie wendet sich erstaunt ab, da sie nur das Abenteuer sucht, einen Tag frei zu sein.

Sie sucht sich den schlanksten, braunsten Gondoliere mit einer schön geschnittenen Gondel aus der langen Reihe der wartenden heraus. Lautlos bewegt die Nacht sie durch schweigende, dunkle Wassergassen, an schwarzen Häuserfundamenten entlang, durch den lichterhellen Großen Kanal: hier herrscht bewegtes Leben, Gondeln und Motorboote kreuzen in gewagter Nähe ihren Weg. Die Ufer sind mit kleinen Tischen dicht besetzt, an denen sich buntgekleidete Frauen und lebhaftere Männer kinohaft bewegen, ihre Stimmen dringen nicht herüber, die geräuschlose Wasserfläche trinkt sie in sich hinab.

Paläste reihen sich auf, feierlich und Bewunderung fordernd, doch die Verschwiegenheit ihrer Vergangenheit wirkt eher unheimlich. Da fängt ihr Gondelpage prompt an zu singen, ganz leise summt er, das ist schön; schließlich schmalzt er sein Lied mit hinströmender Stimme. Es ist schon reichlich gefühlvoll. Erhard müßte dasein, ihre Hand halten und sie küssen.

Als sie sich dann wieder im eigenen Takt bewegt, wird sie wieder frischer, das Mosaikpflaster hallt hohl unter ihren Schritten, als dehnte sich ein leerer Raum darunter zwischen Wasserfläche und Stadt, nur von dicken Rammpfählen durchbohrt. So stellt sie sich das Unterirdische dieser schwimmenden Stadt vor.

„Ich weiß nicht, was die Leute immer mit den Tauben von Venedig haben“, sagt sie zu sich, als sie endlich in ihrer Pension unter das weiße Moskitoneß ihres Bettes klettert, „mir kam es heute vor, als gäbe es noch mal so viele Schwalben wie Tauben hier, und die sind doch viel reizender.“

Um sechs Uhr früh liegt Venedig vor ihren Fenstern, am liebsten möchte sie alles noch einmal erleben — aber um zehn geht das Rückflugzeug nach München, „Monaco“, wie es hier geheimnisvoll heißt. Noch sind ein paar Stunden Zeit, Stunden unerhörter Freiheit, in denen man nicht zu fragen braucht, ob es jemand

anderem „recht ist“. Sie nimmt ihr Kösserchen und erstürmt einen Dampfer, der zum Lido fährt. Himmel, was ist das zwanzig Minuten später wieder für eine andere Welt, asphaltierte Straßen, Autos und moderne Prunhotels. Viele große Seebäder an den deutschen Küsten, die sie kennt, haben einen ebenso grellen Sandstrand mit Liegestühlen und Strandkabinen und ein ebenso blau-grünes Meer davor, das sich ganz weit hinten in Himmelsdunst auflöst. Der Zauber, der nun aber hiervon ausgeht, liegt in der Ausdauer und Beständigkeit, die eine bestätigende Sonne hier über allem zusichert. Und wunderbar stößt es sich durch dies laue, brennend salzige Wasser mit seinen glasigen Wellchen vorwärts.

Patschend und die funkelnden Wassertropfen von den blanken Armen schlenkernd, kommt sie durch das seichte Strandwasser dem Land zugetrabt. Gestern in München, mittag in Venedig, heute am Lido, mittag wieder in München: wirklich, ein Traum! Zwar, die Uhr dort an der Badeanstalt muß vorgehen, m u ß, sonst erreicht Margit ihr Flugzeug nicht mehr, um zehn soll sie auf einem Flugfeld sein, von dem sie bis jetzt nur weiß, daß man es zu Fuß erreichen kann. Sie wird sich mal wieder auf ihre langen Beine verlassen müssen; — aber hier schon weg? Schade! Zu dieser frühen Morgenstunde sind nur wenig Badegäste zu erblicken, es müßte lustig sein, ein bißchen Dame von Welt im Weltbad zu spielen. Da sieht einer immer so merkwürdig zu ihr herüber, gut gebaut, wenn er sich nur nicht so auffällig benehmen wollte! Sie wird von der Sonne geblendet, wenn sie hinschaut, aber sie will auch gar nicht hinschauen. Geht entschlossen auf ihre Kabinentür los, hört hinter sich das Tappen nackter Füße, zwei Hände legen sich fest vor ihre Augen, sie schreit bestürzt auf und stößt ihren Ellbogen dem Angreifer in den Bauch. „Sind wir hier in Mexiko?“ Sie dreht sich um und blickt zornig in das lachende Gesicht — ihres Mannes.

„Tag, du! Die Wette gewonnen?“ brüstet er sich. Und wirbelt sie herum. Und vor Meer, Himmel, gelbem Sand und Badefrauküssen sie sich ab.

„Bist du wirklich nur der Wette wegen gekommen, die ich dir anbot?“ fragt Margit ein bißchen bekümmert.



Gondeln auf dem Canale Grande in Venedig.

NACH EINER AUFNAHME VON W. J. BLOEM.

„Mein Herz, das wäre doch albern. Aber eine Hezjagd im Flugzeug hinter dir her, schnurgerade ans Mittelmeer —“

„Im Flugzeug? Gestern ging doch gar keins mehr!“

„Das erfuhr ich auf dem Flugplatz. Ich mußte unbedingt dir nach. Da kam ein junger Sportflieger, der sagte mir, daß er so furchtbar gern mal nach Venedig fliegen möchte, aber er hätte kein Geld dafür — und wenn ich ihm Benzin und Öl hin und zurück und das Nachtquartier bezahlen würde, brächte er mich noch heute hinüber.“

„Märchenhaft! Nun möcht' ich nur wissen, wie du mich in dem Menschengewimmel aufgespürt hast!“

„Sehr einfach, ich wollte dich heute auf dem Flugplatz hier abfangen. Aber in aller Frühe bist du an mir vorbei über den Markusplatz gelaufen, blicktest nicht links und nicht rechts und hüpfdest auf den Lidodampfer. Da dachte ich, das kann ich auch.“

Margit sagt keinen Ton, hat sich genießerisch in den heißen Sand ausgestreckt und die Augen geschlossen, der Sonne wegen. Ab und zu blinzelt sie durch die Wimpern. Erhards Gesicht steht über ihr, von lauter Himmelsbläue umgeben, sie macht befriedigt wieder die Augen zu, als sie gewahr wird, daß seine Blicke noch immer in erfreuter Betrachtung über sie hingehen.

„Wie ich gestern heimkam, müde, hungrig und ziemlich verstimmt, liegt im Kasten dein fast unleserlicher Brief. Ich konnte gar nichts dagegen tun, ich las und wurde plötzlich so unternehmungslustig und dankbar, daß du nicht behaglich und bequem bist, du zündest Zeitungen an, du reißt aus — — — Und wie gedenkst du nun deinen Rückflug einzurichten, wenn ich fragen darf? Wink doch mal da oben 'rauf, da fliegt jemand nach München!“

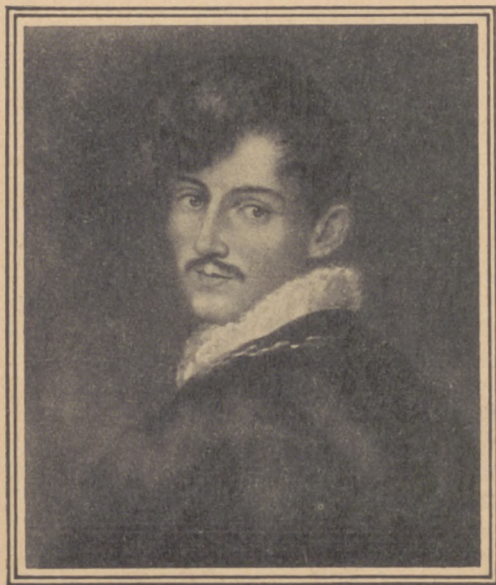
„Mein D 974“, Margit ist aufgesprungen und reckt entsetzt die Arme dem davonbrummenden Silbervogel nach.

„Dann möchte ich Ihnen vorschlagen, gnädige Frau, sich meiner Reise anzuschließen, da Sie offenbar den andern Anschluß verpaßt haben. Ich habe vor, mich jetzt erst mal ausgiebig ins Meer zu stürzen. Mein Flugzeug nach Rom geht erst um zwei Uhr zehn.“

Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus

Zum 75. Todestag Joseph von Eichendorffs
Von Hermann Raillard . Mit 2 Abbildungen

Wenn im Frühling und Sommer der deutsche Wandertrieb jung und alt aus Lärm und dumpfer Enge der Städte in die Stille und Weite, auf die Höhen und in die Wälder entführt, wenn Frohsinn und Singsang die Natur erfüllt, versagen triviale Schlager und Jazzklänge in ihrer Armut an Seele. „Was, von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt“, will Wort und Lied werden.



Ein aus dem
Jahre 1809
stammendes
Jugendbildnis
Joseph von
Eichendorffs.

Der Dichter
wurde geboren
am 10. März
1788; er starb
in Weize am
26. November
1857.

Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus

Das längst und oft totgesagte Volkslied und ein Erbgut von Liedern solcher Dichter, die am besten verstanden, dem tiefen, allgemein menschlichen Empfinden Worte zu verleihen, erklingen immer wieder im Norden und Süden, im Osten und Westen des deutschen Vaterlandes, denn sie sind wie die Gemütswerte selbst allen gemeinsam. Aber nach den Dichtern dieser Lieder, die in aller Munde sind, fragt die naive Gleichgültigkeit so wenig wie beim Volkslied. Wo erklingt nicht das ehrfürchtige Erstaunen: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Wem hat nicht, wenn er in den frischen Morgen hinauswandernd sang: „Durch Feld und Buchenhallen bald singend, bald fröhlich still“ nicht gleiche Sehnsucht die Seele durchzogen wie in den Schlußzeilen „Gedanken gehn und Lieder fort bis ins Himmelreich“? Und wer hat nicht mitgesungen: „O Täler weit, o Höhen, / o schöner grüner Wald, du meiner Lust und Wehen andächt'ger Aufenthalt“? Daß Joseph Freiherr von Eichendorff der Dichter dieser Volkschaz gewordenen Lieder ist, wird den wenigsten bewußt.

Am 26. November 1932 sind es fünfundsiebzig Jahre her, daß dieser bedeutendste Lyriker der Romantik in Reife, dem schlesischen Rom, zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Ihm ist zuteil geworden, was sich so viele Sängler jener Epoche vergeblich ersehnten, fortzuleben in seinen Liedern im deutschen Volk. Es ist kein Zufall, daß gerade seine Verse so viel vertont wurden, noch heute so gern gesungen werden, volkstümlich wie das Volkslied. Gerade nach Zeiten dürerer Ernüchterung, einseitig veräußerlichender Sachlichkeit erwacht wieder die brunnentiefe Sehnsucht nach innerlichen stillen und reinen Freuden am Schönen in der Natur, am unveräußerlichen Goldwert der Heimatliebe und am Zaubergranz frommen Empfindens des Unfassbaren und Unendlichen, an den Hoffnungen irdischen und jenseitigen Zukunftsglückes. Unsere Zeit der Wandlung hat viel Überlebtes und darum innerlich unwahr Gewordenes abgetan, umso mehr beweist die Tatsache, daß Eichendorff noch gesungen wird, einmal, daß wir als Volk jetzt ähnliches Wiedererwachen erleben wie jene damals, und andererseits, daß Eichendorff sich

von dem spielerischen, gekünstelten Zeitbefangen jener Epoche freigemacht hat. In seinen Liedern weht uns morgenfrisch und unmittelbar typisch deutsches Naturempfinden entgegen, erblicken wir typisch deutsche Heimat, ergreift uns deutsches frommes Sehnen lebensnahe. Eichendorffs Naturbeseelung ist, wenn er auch unter dem Einfluß der Frühromantik zu dichten begann und dem Born des gerade damals neuentdeckten „Knaben Wunderhorn“ viel verdankte, tiefbegründet in seinem eigenen Wesen und findet eigene Töne. Wie der Deutsche seit alters die Natur und insbesondere den Wald als beseeltes Wesen erfaßte, so führt uns seine Schilderung weniger ruhende Formen und Linien der Landschaftsbilder vor Augen als das Bewegte, gewissermaßen Geistige: ziehende Wolken, eilende Winde, rinnende Ströme, fröhlich springende Quellen. Alle Farben rinnen ihm zusammen in die großen Gegensätze von Licht und Nacht, die Symbole menschlichen Erlebens. Ihn ergreift das Leuchten hellen Morgens: „Vom Grund bis zu den Gipfeln, / so weit man sehen kann, / jezt blüht's in allen Wipfeln, / nun geht das Wandern an“, oder wenn Dämmerung will die Flügel spreiten, wenn, mehr mit der Seele als mit dem Ohr vernommen, Stimmen der Nacht sich regen, die Nacht des Unerforschlichen. Er lauscht dem Atmen der Natur wie ihrem eindrucksvollen, gebietenden Ernst. — Und es ist typisch deutsche Heimat, die uns in seinem Lied vor Augen tritt. Sagt er doch im Prosawerk „Dichter und ihre Gesellen“: „Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge. Wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder und wäre es durch das offene Fenster oder im Traum. Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los.“

Das Schloß seiner Väter, die, uraltem märkischem Geschlecht entstammend, schließlich durch Heirat in Schlesien Heimatboden gefunden hatten, stand in Lubositz, unweit von Ratibor, umgeben von dichten Wäldern, aus denen das Horn des Jägers herüberklang. „Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh? / Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief. / Am Abgrund graßt das Reh, / es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe.“

„Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus“

Zu diesem ihm heiligen Ort, wo er am 10. März 1788 geboren wurde, kehrt seine Liebe immer wieder zurück. Dort hat er als Knabe im Wipfel der Bäume des weiten Gartens gesehnen und gelauscht den Stimmen der Natur und geträumt von Vergangenheit und Zukunft seines deutschen Volkes. Von den Eindrücken dieser Knabenzeit, von den rauschenden Festen, die seine äußeren Glanz liebende schöne Mutter und sein anspruchsloserer Vater, dem Brauch des damaligen Landadels folgend, zu veranstalten pflegte, hat er in seinem Prosawerk „Erlebtes“ anschaulich berichtet. Und in die Ferne hat ihn die Liebe zur Heimat als einem Stück seines Selbst begleitet. Die Studentenzahre verbrachte er an den Universitäten von Halle und Heidelberg, wo er dem Einfluß des eindrucksvollen Goerres viel verdankte.

Von ausgelassenem jugendlichem Treiben und Fahrten „auf der Saale und bei dem Siebichenstein“ klingt es in den Gedichten jener Periode wider. Mit seinem Bruder Friedrich hat er weite Reisen, vielfach Fußwanderungen durch viele Gaue Deutschlands gemacht, hat in Nürnberg Dürer und alte deutsche Meister bewundert und kam bis nach Frankreich, wo er in Paris für Goerres nach alten deutschen Handschriften in den Archiven suchte. Und als er, die Heimat mit dem Herzen suchend, aus der Fremde heimkehrte, gesättigt mit der Magie der Romantik von Novalis, Tieck, Loeben und anderer und voll stimmungsvoller Naturpoesie, da reifte unter dem Einfluß der Schwaben Uhland, Kerner, Schwab seine Kunst zu der schlichten Knappheit und musikalischen Vollendung, daß sich seine Lieder noch heute von selber singen. Wie klangvoll sind die Töne verteilt zum Beispiel in seinem Nachtlid: „O wunderbares tiefes Schweigen, / wie einsam ist's noch auf der Welt, / die Wälder nur sich leise neigen, / als ging der Herr durchs stille Feld.“

Er hatte das Grüblerische, das Ich verzärtelnde, in Schwärmerei rückwärts Gewandte seiner Vorbilder abgelegt, und aus der passiven Romantik kam er unter Fichte, Steffens und Schleiermachers Einfluß zur ernstern, tatbereiten Aktivität, die Jugend und Volk aus dumpfer Resignation zum Freiheits-



„In einem kühlen Grunde . . .“
Nach einer Zeichnung von Hans Hartmann.

kampf aufriefen. Einst hatte Eichendorff in einem Liede Gott gebeten: „Laß mich das ganz sein, was ich kann.“ Jetzt hatte er Gelegenheit, die Lauterkeit seiner Heimat- und Volksliebe mit hingebungsreicher Tat zu beweisen. Im Jahre 1813 trat er im Lübow'schen Freikorps ein, kam im nächsten Jahre in einem Landwehrrégiment nach Lüttich, aber zu spät zur Schlacht von Belle-Alliance. Dann hat er in einem rheinischen Regiment noch in kleinen Scharmüheln und Gefechten dort gekämpft und freute sich, heimkehrend sein erstes inzwischen geborenes Söhnchen

Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus

— 1814 hatte er sich mit Luise Viktoria v. Larisch verheiratet — in die Arme schließen zu können. „Gott hat uns ein Vaterland wiedergeschenkt, es ist nun an uns, daselbe treu und rüstig zu behüten und endlich eine Nation zu werden. Nach dem Krieg hat er im Kultusministerium Preußens als Regierungsrat in verschiedenen Teilen Preußens seiner Heimat und seinem Volk gedient in Breslau, Danzig, Marienwerder und Königsberg, hat auch im Auftrag des Königs über die Erneuerung der Marienburg einen Bericht verfaßt. Aber Schmerzliches erlebte seine Heimatliebe, als sein Vater unter dem Zwang der Not auch den letzten Bodenbesitz veräußern mußte.

Und in all den Wanderjahren seines Lebens hat ihn ein angeborenes, frommes Erfühlen der Welt des Reinen, Schönen und Göttlichen begleitet. Was er von seiner Jugend bekennt: „Mein Gott, dir sage ich Dank, / daß du die Jugend mir bis über alle Wipfel / in Morgenrot getaucht und Klang, / und auf des Lebens Gipfel / bevor der Tag geendet / vom Herzen unbewacht den falschen Glanz gewendet“, das stille, ernste Wort, das er im Wald gelesen, das hat er draußen treulich gehalten. Der Zug einer kindlich schlichten, zur Selbstbescheidung nötigen Frömmigkeit hat den lebenswürdigen, wahrheitsliebenden Mann durch sein Leben begleitet, und darin unterscheidet sich Eichendorff vorteilhaft von dem schwärmerischen und fanatischen Wesen zum Beispiel Brentanos, wenn auch im Alter die Strenge seiner katholischen konfessionellen Auffassung mehr hervortrat. Nicht mystizierend, mit unbefangener, kindlicher Fröhlichkeit singt er: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schiekt er in die weite Welt, / dem will er seine Wunder weisen in Berg und Wald und Strom und Feld.“ Nicht nur zu Freuden, auch zu Leiden hat er sein Herz und sein ganzes Wesen gewappnet. Das zeigt er beim Tod seines Kindes in stiller, ernstester Fassung:

Von fern die Uhren schlagen,
es ist schon tiefe Nacht.
Die Lampe brennt so düster,
dein Bettlein ist gemacht,

Die Winde nur noch gehen
wehklagend um das Haus,
wir sitzen einsam drinne
und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
du klopfen an die Thür,
du hätt'st dich nur verirret
und kämst nun müd' zurück.

Wir armen, armen Loren!
Wir irren ja im Graus
des Dunkels noch verloren —
du fandst ja längst nach Haus.

Zu tapferer Bewältigung äußerer und innerer Not rafft er sich auf. Ist es nicht wie für unsere Zeit gemünzt, wenn er fordert: „Der Mißmut und die träge Niedergeschlagenheit, all diese Entzauberung, das ist die wahre Einbildung, die wir durch Gebet und Mut zu überwinden trachten sollen.“ „Habe ich nicht den Mut, besser zu sein als unsere Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht.“

So hat Eichendorff auch das Amt des Dichters von höherer Warte aus gesehen. Nach seiner Auffassung soll er über der Menge stehen, nicht der schmeichelnde Diener ihrer Gelüste sein, vielmehr sie erheben und als Seher dem Volk die Zukunft weisen und den Blick für das Ewige öffnen. Wenn auch von Eichendorffs Prosawerken nur wenig für die Allgemeinheit noch lebendig ist, unverwelklich bleibt sein „Laugenchichts“. Und in ihm hat er mit feinem Humor sich sittlich über die ironisierte Faulenzerei erhoben, so köstlich er die Unbesorgtheit schildert mit allem romantischen Zauber, rauschenden Wasserkünsten, schönen Mädchen am Fenster, die auf die wandernden Musikanten freundliche Blicke werfen, Sonnenglanz am Tag und abends Flüstern im Park. Das Wesentliche ist doch Befreiung, „höher hinan“. Diese Lösung der Romantik hat ihn auch wirklich höher geführt. Der adlige Dichter hat die Forderung: „Adel ver-

„Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus
pflichtet“ ernst genommen und ritterlich unerschrocken gekämpft
gegen alles Niedrige:

Ich fühl' mich recht wie neugeschaffen,
wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschaffen,
ich schäm' mich des im Morgenrot.
Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger frohbereit,
betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, überm Strom der Zeit!

Der Dichter Paul Heyse hat das Wesen Eichendorffs recht erkannt, wenn er in seinem Merlin sagt: „Ich habe Eichendorffs Liederbuch auf allen Reisen mit mir geführt. Sooft mich nach buntbewegten Tagen ein Fremdgefühl anwandelte, eine Sehnsucht nach Haus, brauchte ich nur darin zu blättern und war wieder daheim. Keiner unserer Lyriker hat diesen heimatlichen Zauberklang, der in so rührender Eintönigkeit, mit so wenig Bildern und Akkorden unser Herz gefangennimmt.“ Unser Volk wird noch lange sich an Eichendorffs Liedern erheben in Naturfreude, Heimatliebe und frommer Innerlichkeit. Und eines der schönsten Meisterlieder ist das, dem unsere Überschrift entnommen ist:

Es war, als hätt' der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nur träumen müßt.
Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschten leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.



Wie Fritzchen sich einen „Urwald“ vorstellt.

Nach einer Zeichnung von Fr. Bach.



Eine kleine Meinungsverschiedenheit.

Nach einer Zeichnung von Fr. Naumann.



Die Geschichte vom Hundemann

Das Rivierahotel ist ein neuzeitlich eingerichtetes Haus und für eine Stadt wie Makao überraschend gut geleitet. Es hat einen sehr guten Ausschankraum, wo die portugiesische Beamten-schaft und die jungen chinesischen Lebemänner von Makao regelmäÙig abends Billard spielen oder sich Whisky und Soda ein-verleiben. Es ist auÙerdem ein beliebter Treffpunkt für europäi-sche Seeleute und Beamte der chinesischen Zollverwaltung.

Diese Zollbeamten haben die undankbare Aufgabe, die Küste des eigentlichen Chinas zu überwachen. Unzählige wahre Abenteuer-geschichten könnten auf Grund ihrer Erzählungen geschrieben werden. Diese Zollbeamten sind eine merkwürdige Gesellschaft. Die meisten sind zwischen dreißig und fünfzig Jahre alt, gut gewachsen, stark — echte Männer, die nicht mit ihren Taten prahlen. Es ist sogar nicht leicht, sie zum Sprechen zu bringen.

Sie sind in dem wahrscheinlich gefährlichsten Teil der ganzen chinesischen Küste angestellt, einem Abschnitt, der von gewerbs-mäÙigen Schmugglern, Seeräubern und andern Verbrechern ver-seucht ist. Die würden jede Gelegenheit willkommen heißen, um Zollbeamten den Hals abzuschneiden und ihr Fahrzeug zu ver-senken. Die meisten dieser Beamten haben Duzende von Kämpfen bestanden, von denen die Welt nie etwas erfuhr, und manche von ihnen würden mit Verwundetenabzeichen geschmückt sein, wenn

Ich segle mit chinesischen Piraten

es solche Orden für Verletzungen gäbe, die bei der Ausübung ihrer „friedlichen“ Tätigkeit in Kauf genommen werden müssen.

Zuweilen sind abends bei einer kleinen Tafelrunde heißer Rum, Zucker und Zitronen imstande, ihnen die Zunge zu lösen. Wenn dann einer zu erzählen beginnt, tut es ein zweiter ihm nach, und ein dritter findet möglicherweise, daß seine eigenen Erlebnisse sogar noch wunderbarer seien. Auf diese Weise kommen ihre Geschichten allmählich zum Vorschein.

Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich zum ersten Male von einer der ungewöhnlichsten Gestalten, die ich unter den Piraten kennenlernen sollte. Bei der zweiten Runde hatte ich mich der Gesellschaft angeschlossen, und bei der fünften vernahm ich die merkwürdige Geschichte von Ho Leong Tai, dem Hundemann.

In dem Dorf Chung King, am Oberlauf des Jangtseflusses, lebte ein sehr wohlhabender Kaufmann namens Ho Leong Tai. Da jeder reiche Chinese damit rechnen muß, eines Tages entführt zu werden, wird von den meisten eine Geldsumme beiseite gelegt, die gegebenenfalls als Lösegeld Verwendung finden soll. Den Piraten ist dieser Brauch wohlbekannt. Wirklich fiel ihnen Ho Leong Tai eines Tages in die Hände. Der Kaufmann nahm es ziemlich gelassen hin. Unverzüglich sandte er seinem Bruder durch einen der Banditen einen Brief mit der Bitte, die geforderte Summe zu zahlen, und er war überzeugt, daß die Angelegenheit daraufhin ohne weiteres erledigt würde.

Aber es kam anders. Der Bruder meinte, es sei für ihn selbst vorteilhafter, wenn Ho Leong Tai gefangen bliebe. Infolgedessen nahm er das gesamte Eigentum des Unglücklichen in Besitz und schrieb den Banditen, sie möchten seinen Bruder als Gefangenen behalten. Für den Unterhalt werde er monatlich eine bestimmte Summe zahlen. Ho Leong Tai wurde daraufhin in einen Bambuskäfig gesperrt, der gerade groß genug war, daß er darin kauern konnte. Der obere Teil des Käfigs ruhte auf geschmierten senkrechten Säulen, wodurch dessen Gewicht auf Ho Leong Tais Schultern lastete. Mit jedem Versuch, seine Lage zu ändern, bewirkte er nur, den Druck auf irgend einen andern Körperteil zu verlegen.

Vierzehn Jahre lang saß der unglückliche Kaufmann in dem Käfig. In dieser Zeit verkrüppelte sein Körper. Als er während der Revolution befreit wurde, konnte er nicht mehr aufrecht stehen, sondern sich nur noch wie ein Hund auf allen vieren fortbewegen. Er ist noch am Leben, dieser Hundemann.

Während dieser vierzehn Jahre hatte er genügend Zeit, Rachepläne gegen seinen habgierigen Bruder zu schmieden. Dieser war inzwischen nach Makao übergesiedelt, um sich bei dem Syndikat zu beteiligen, das von der portugiesischen Kolonialverwaltung das Alleinrecht erworben hat, die Spielleidenschaft der Bewohner auszubeuten. Er soll heute ein sehr reicher Mann sein, doch heißt es, daß er nur unter dem Schutz einer Leibwache sein Haus zu verlassen wagt, aus Furcht, von dem rächenden Arm seines übel behandelten Bruders erreicht zu werden.

Der Hundemann dagegen soll sich einer Piratengesellschaft irgendwo bei Kanton angeschlossen haben, nachdem es ihm gelungen war, von seiner alten Heimat Chung King nach Südchina zu gelangen.

Der Erzähler ahnte nicht, daß ich wenige Wochen später mit diesem selben Hundemann zusammentreffen sollte, und zwar unter Umständen, die fast so seltsam waren wie seine Geschichte.

Wie und wo dieses Zusammentreffen mit dem Hundemann erfolgte, finden Sie in dem fesselnd geschriebenen Buch von Aeto E. Vilnius: „Ich segle mit chinesischen Piraten“, das im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienen ist (Veinband M. 4.80). Ausnahmen aus dem Leben und Treiben der chinesischen Piraten, wie man sie kaum je zu sehen bekommt, begleiten diese wichtigen Erlebnisbilderungen.



Punta Geschichten

Der Grund

Puderball trifft Schneckenhaus. „Hast du schon gehört, Mottenpfeil liegt mit einem Schädelbruch und mehreren Rippenbrüchen im Krankenhaus. Die Ärzte finden den Zustand sehr bedenklich.“

„Sonderbar“, wundert sich Schneckenhaus, „erst vorgestern habe ich ihn doch noch mit einer ganz entzückenden kleinen Frau gesehen!“

„Das ist es ja eben“, meint Puderball, „der Gatte dieser entzückenden kleinen Frau sah ihn auch!“



*Eine seltsame
Laune der
Natur*

Durch eine Rosenknospe ist der Stengel weitergewachsen und trägt an der Spitze eine zweite Knospe. Auch die Blätter sind an dieser Stelle umgestaltet.

Aufgenommen von Dipl.-Ing. O. Tope.

Im Hotel / Zeichnungen von St. von Szigethy



Graf und Gräfin von Königswusterhausen haben geklingelt.



Das junge Paar hat nicht geklingelt.



Ja wie kam denn der rein?



Durch diese hohle Gasse muß er kommen ...

Optimist und Pessimist

Kurtchen ist sehr lernbesoffen. Darum fragt er stets, wenn ihm irgend etwas unklar ist.

So eines Tages: „Vater — was ist denn eigentlich der Unterschied zwischen einem Optimisten und einem Pessimisten?“

„Ja, wie soll ich dir das erklären, lieber Junge?“ sagt der Vater und denkt nach. „Also, gib mal acht und stelle dir ein Stück Schweizerkäse vor — hast du's? Der Optimist sieht an diesem Stück Schweizerkäse nur den Käse und der Pessimist nur die Löcher.“

*

Chinas größter Rundfunksender

In den verschiedenen Provinzen Chinas arbeitete bisher nur eine beschränkte Anzahl von Rundfunkstationen, die nur einen sehr kleinen Umkreis bedienten. Durch die in diesen Tagen erfolgte Fertigstellung der Großrundfunkanlage in Nanking ist nun China in den Besitz eines ebenso kräftigen wie modernen Senders gekommen. Mit 75 Kilowatt Antennenleistung besitzt die neue Station die Größe der deutschen Stationen Mühlacker und Breslau. Der Nankinger Sender ist ein quarzgesteuerter siebenstufiger Telefunkenröhrensender mit einer modulierten Antennenstrahlungsleistung von 75 Kilowatt bei siebenzigprozentiger Aussteuerung. Seine Betriebswelle beträgt 440 Meter. Als Antennenanlage dienen zwei freistehende, 120 Meter hohe Masten mit einer fünfdrähtigen T-Antenne. Der Abstand der Masten beträgt etwa 250 Meter. Von Interesse ist, daß der Rundfunksender mit Hilfe eines Zusatzgerätes auch als Telegraphiesender benutzt werden kann.

*

Der größere Schmerz

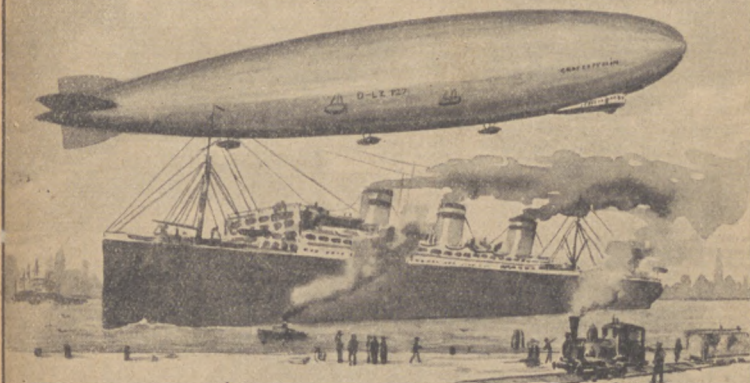
Als der Herr gestorben war, heulte sein Hund. Sein Pferd aber blieb stumm.

„Trauerst du denn gar nicht um unsern Herrn?“ fragte der Hund.

„Ich konnte vor Freude wiehern, wenn er kam“, erwiderte das Pferd, „aber dem Schmerze kann ich keinen Ausdruck verleihen.“

Tatsache:

Ziff. 11



„GRAF ZEPPELIN“
ist grösser als ein Schnelldampfer - -
wiegt aber nicht soviel wie diese kleine Lokomotive !!

Geschäftsverbindung 1932

„Sehr geehrter Herr! Bestelle hiermit fünfzig Flaschen Kognak.
Wenn gut, schicke sofort Scheck.“

„Sehr geehrter Herr! Sendet Scheck. Wenn gut, schicke sofort
Kognak.“

*

Dienst am Kunden

Die Newyorker Eisenbahnbehörde hat auf den Vorortstrecken eine sinnreiche Einrichtung getroffen, um die von der Arbeit heimkehrenden Fahrgäste an ihre Zielstation zu erinnern. An den Sitzen ist ein kleiner Apparat angebracht, den der Fahrgast auf die betreffende Station einstellt. Hält der Zug, so setzt sich über dem Kopf des Reisenden ein kleines Läutewerk mit Lichtsignal in Bewegung, die den Namen der Station anzeigen und so den ermüdeten Fahrgast erinnern, daß er am Ziele angekommen ist.



Unsere neue **Preisaufgabe**

Zweiter Bibliothek=Wiederholungskurs

Wir haben im vorigen Band an unsere Leser die Frage gerichtet: „Was wissen Sie noch von dem, was Sie einst im Schulunterricht gelernt haben?“ Sie werden vielleicht bemerkt haben, daß noch nicht all Ihr Schulwissen in Vergessenheit geraten ist, vielleicht taucht auch an Hand unserer Fragen das eine oder andere wieder auf. Aber lassen Sie sich, bitte, nicht von Ihren Kindern helfen! Heute wollen wir einige Sachen aus dem neunten Schuljahr wiederholen.

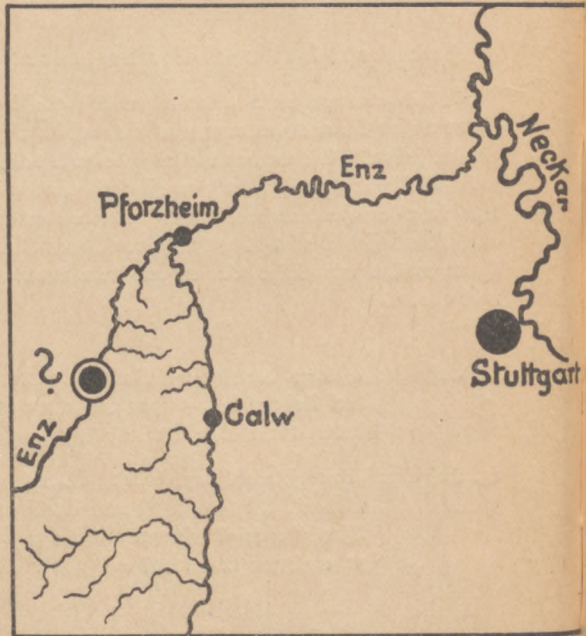
a) Deutsch

12. Aufgabe: Welches dramatische Werk Schillers besteht aus drei Teilen? Wie heißen die letzten beiden Buchstaben dieses Werkes?
13. Aufgabe: „Uns ist wohl kannibalisch als wie fünfhundert Säuen“. Ist die vorstehende Stelle aus Goethes „Faust“ richtig? Ist etwas in ihr zu streichen oder zu ergänzen und was?



14. Aufgabe:

Welches Land ist vom mittleren Skandinavien so weit entfernt wie vom mittleren Italien und von der Straße von Gibraltar so weit wie von der asiatischen Grenze am Uralfluß?



15. Aufgabe:

Ein Badeort mit heißen Quellen im württembergischen Schwarzwald ist zu nennen. Seine zwei Anfangsbuchstaben heißen?

c) Physik

16. Aufgabe: Welcher Physiker legte die Einteilung des Thermometers zwischen Gefrierpunkt und Siedepunkt auf 80 Grad fest? Wie lautet der letzte Buchstabe seines Namens?
17. Aufgabe: Im praktischen Maßsystem hat man der Einheit der Leistung „Soule pro Sekunde“ einen besonderen Namen gegeben, bei dem der Erfinder der Dampfmaschine Vate stand. Wie heißt diese physikalische Bezeichnung und mit welchem Buchstaben beginnt sie?

d) Geschichte

18. Aufgabe: Der folgende Satz aus Artikel 109 der Weimarer Reichsverfassung ist zu ergänzen: „Orden und Ehrenzeichen — vom Staat nicht verliehen werden.“ Wie heißt der zweite und dritte Buchstabe des ergänzten Wortes?
19. Aufgabe: In welcher Stadt wurde der Frieden des Zweiten Schlessischen Krieges geschlossen? Wie heißt die zweite Silbe dieses Städtenamens?

Schreiben Sie sich, bitte, die Antworten auf diese Fragen ebenfalls auf, denn auch diese werden Sie für das Abschlußexamen im nächsten Band benötigen.

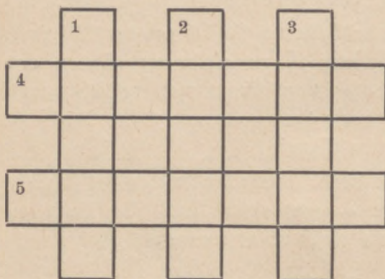
An der Preisaufgabe können alle Bezieher und Bezieherinnen unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ teilnehmen; ausgenommen sind nur Angehörige der Schriftleitungen unseres Verlags. Wertvolle Preise winken nach Bestehen der drei Bibliothek-Wiederholungskurse den Tüchtigen. Über den Einsendetermin und die Form der Lösungen teilen wir bei Veröffentlichung des dritten Bibliothek-Wiederholungskurses in einem der folgenden Bände Näheres mit. Briefliche Anfragen können nicht beantwortet werden.

Schriftleitung der
„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“

Kreuzwörter und Rätsel

Gitterrätsel

Die Buchstaben a, a, c, d, e, e, e, g, g, i, l, m, n, n, n, o, o, r, s, s, t, t, u sind so in die Figur einzusetzen, daß sich Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:



Senkrecht:

1. deutscher Strom
2. Berggabel
3. Urgestein

Waagrecht:

4. Stadt in der italienischen Schweiz
5. Badeort in Österreich

Silbenrätsel

Aus den Silben a, af, am, an, as, burg, burg, ca, ci, dak, del, di, e, en, en, en, en, ex, ga, ge, ge, gens, gra, gro, ham, i, in, in, ja, län, le, len, li, mai, ment, mo, mo, mul, mus, nat, nau, ni, nit, no, no, no, o, on, on, pe, pe, phin, re, re, ret, rif, sa, si, fi, ta, tah, tar, tar, te, te, tel, ten, ter, teur, thu, ti, tow, u, va, vel, ven, vi, wel, zi, zwing sind 26 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, so daß die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Pfeffel ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Meeresfisch, 2. Komponist, 3. Begeisterung, 4. Urgestein, 5. Stickstoffverbindung, 6. kurze Erzählung, 7. Schweizer Reformator, 8. wissenschaftliches Unternehmen, 9. Ausdruck aus der Rundfunktechnik, 10. chemische Lösung, 11. Erziehungsanstalt, 12. ehemalige deutsche Kolonie, 13. deutschen Seehafen, 14. Völkerbund, 15. Wohnungseinrichtung, 16. Preisaß, 17. westindische Insel, 18. Staat in U.S.A., 19. Rechtsgelehrten, 20. deutschen Ozeanflieger, 21. Alpenpflanze, 22. Stadt an der Donau, 23. Vorort von Berlin, 24. Theaterstück, 25. Schriftleiter, 26. Anstellung.

Unerwünschte Veränderung

Weich und wohlig heut's dir Ruh
nach der langen Wanderfahrt.
Kommt jedoch etwas dazu,
wird's auf einmal lang und hart.

Mythologie und Technik

Ein Götternam', verkehrt gesehn:
durch den Kanal viel Schiffe gehn.

Kreuzworträtsel

1		2	3
2			
3			

Waagrecht:

1. rheinische Industriestadt
2. Teil eines Rades
3. Laubbaum

Senkrecht:

1. Teil des rheinischen Schiefergebirges
2. chemischer Grundstoff
3. Verbindungsstift

Aus Werkstatt und Natur

Manch Kante hat sie glatt gemacht,
dann hab' ich sie verfezt.
Da wurde ein Gebirge draus,
das hält im Westen treue Wacht.

Germanischer Totenkult

Sie stehen unter Eichen
und sind aus Ton gemacht.
Geschüttelt sind's die Zeichen,
die darauf angebracht.

Kopfwechselsrätsel

Dattel, Engel, Geier, Wiege, Fabel, Lachen, Karotte, Bauer, Sichel, Wappen, Daumen, Elster, Ziegel. Durch Änderung der Anfangsbuchstaben obiger Wörter sind Wörter mit neuer Bedeutung zu bilden. Ihre Anfangsbuchstaben nennen, in gleicher Reihenfolge gelesen, eine Alpenlandschaft in Oberösterreich.

Auflösungen der Rätsel des 2. Bandes

1. des Sternenträtsels:

```

      B
    T E E
  S P E C K
T R Ü F F E L
B E E F S T E A K
  P A S T E T E
    K R E B S
      A A L
        K
    
```

2. des Silberträtsels: 1. Nickelmann, 2. Unsitte, 3. Remis, 4. Leßbos, 5. Innerste, 6. Eilenberg, 7. Böller, 8. Uwe, 9. Negativ, 10. Drohne, 11. Tischlerei, 12. Robinson, 13. Giau, 14. Unverstand, 15. Noabit, 16. Arminius, 17. Cardiff, 18. Hannover, 19. Tamara, 20. Lettland, 21. Isthmus, 22. Erna, 23. Buffard, 24. Efeu, 25. Nordsee = Nur Lieb' und Treu macht Liebe neu, das darfst du nie vergessen.

3. des Füllträtsels (siehe nebenstehend):

O	R	G	E	L
A	H	O	R	N
O	Z	E	A	N
A	U	T	O	R
O	B	H	U	T
B	I	E	N	E

4. Auf der Bahn: nachlöfen, nachlesen.

5. des Mosaikträtsels:

```

SPAR   TA       LENT
CHA    OS       LO
HEIM   FAHRT   ZIEL
NOT    STAND   UHR
EL     SA       GAN   = Schnellzug
    
```

6. des Kettenträtsels: Elfe, Fell, Ella, Page, Gera, Raft, Aster, Stern, Erna, Name, Amen, Mensa, Samos, Most, Osten, Tenne.

7. Wer findet es: Bürger, Bürge.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterfragt / Übersetzungsrecht vorbehalten
 Anschrift für Einsendungen: Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des
 Wissens, Stuttgart, Gottastr. 13, ohne Beifügung eines Namens / Herausgegeben
 unter verantwortlicher Schriftleitung von Gottlob Mayer in Stuttgart / Ver-
 antwortlich für den Anzeigenteil: Erich R. Lehmann, Berlin / Anzeigengeschäfts-
 stelle: Berlin SW 19, Krausenstr. 32/30 / In Österreich für Herausgabe und Redaktion
 verantwortlich: Robert Mohr, Wien 1, Domgasse 4 / Druck und Verlag der
 Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Fahrten und Abenteuer in aller Welt



Reiseschilderungen von wunderbarer Plastik und packender Darstellung für alle, denen die Sehnsucht nach fernen Ländern und spannenden Abenteuern im Blute steckt.

5 Bände in Kassette RM. 20.—

Südamerika

HELLING

Die Kartause am Amazonas

China

LILIUS

Ich segle mit chinesischen Piraten

Nordafrika

OHLE, Durch den wilden Tuat

Südafrika

O'NEIL, Abenteuer in Swaziland

Alaska

VIBE, Dem Golde nach

Man hat bei diesen Büchern ein ähnliches prickelndes Gefühl wie damals, als man den Lederstrumpf oder den Karl May las.

Stettiner Abendpost

In allen Buchhandlungen zu haben

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

**Das Vermächtnis
der besten Bergsteigerin der Welt!**

Den Bergen verfallen

Alpenfahrten von Eleonore Noll-Hasenclever

Mit Geleitwort und Lebensbild versehen und mit Beiträgen
von Professor Dr. G. Dyhrenfurth, Dr. W. Martin, Professor
Hermann Trier und Dr. Willi Welzenbach

herausgegeben von

Oberst Heinrich Erler

Stellvertr. Vorsitzender der Sektion Berlin des D. u. Ö. A.
Mit einem faksimilierten Brief Alexander Burgeners
und 25 Abbildungen

Kartoniert RM. 6.80

In Ganzleinen RM. 8.50

Bergfreund, kommst Du auf den Friedhof von Zermatt, so findest Du angesichts des Matterhorns linker Hand der verwitterten Grabsteine der englischen Erstersteiger das schlichte Grabmal einer deutschen Frau. Ihr Name ist Eleonore Noll-Hasenclever. Sie war die beste deutsche und zugleich die erfolgreichste Bergsteigerin der Welt. Dieses lebensprühende Bergbuch birgt das gesammelte alpine Schrifttum dieser seltenen, mit Pickel und Feder gleich vertrauten Frau. Es ist das Testament einer den Bergen Verfallenen und zugleich das erste Denkmal, das deutsche Bergfreunde dieser Idealgestalt einer Bergsteigerin, die mit den Bewohnern der Alpentäler, insbesondere denen Zermatts aufs engste verbunden war, in Deutschland errichten. Deutschlands und Österreichs Bergsteigerelite gibt diesem Bergbuche, das in der ganzen alpinen Welt ein lautes und anhaltendes Echo finden wird, das Ehrengelait.

Illustrierten Prospekt kostenlos!

**UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN SW 19**

Ein Klassiker alpinen Erlebens!

Das Erlebnis des Hochgebirges

Von Oskar Erich Meyer

Mit einem Bildnis des Verfassers

Kartonierte RM. 5.30

In Ganzleinen RM. 6.80

Professor Dr. Oskar Erich Meyer ist kein Unbekannter mehr. Schon sein Buch „Tat und Traum“ wurde von den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ als das beste alpine Buch der letzten zwanzig Jahre bezeichnet. Dieses neue Bergbuch ähnelt zwar dem Wesen nach diesem Buche, vertieft aber — literarisch-stilistisch und gedanklich fortentwickelt — das Erlebnis der Berge vom Standpunkte des innerlich freien großen Bergsteigers, des Skiläufers und des Fliegers zu noch stärkerer Bildkraft. Es ist wohl die vorbildlichste Verinnerlichung alpinen Erlebens und steht turmhoch über dem vielfach selbstgefälligen alpinen Schrifttum der „Zuspätgeborenen“, das meist nichts wesentlich Neues zu geben hat. Oskar Erich Meyers „Erlebnis des Hochgebirges“ trägt uns — insbesondere in der unübertrefflichen Schilderung seiner Lyskambbesteigung — aus der Niederung des Alltags auf den sturmumtobten schmalen Königspfad des alpinen Klassikers.

Illustrierten Prospekt kostenlos!

**UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN SW 19**

**Das Vermächtnis
der besten Bergsteigerin der Welt!
Den Bergen verfallen**

Alpenfahrten von **Eleonore Noll-Hasenclever**

Mit Geleitwort und Lebensbild versehen und mit Beiträgen
von Professor Dr. G. Dyhrenfurth, Dr. W. Martin, Professor
Hermann Trier und Dr. Willi Welzenbach

herausgegeben von

Oberst Heinrich Erler

Stellvertr. Vorsitzender der Sektion Berlin des D. u. Ö. A.
Mit einem faksimilierten Brief Alexander Burgeners
und 25 Abbildungen

Kartoniert RM. 6.80 In Ganzleinen RM. 8.50

Bergfreund, kommst Du auf den Friedhof von Zermatt, so
findest Du angesichts des Matterhorns linker Hand der
verwitterten Grabsteine der englischen Erstersteiger das
schlichte Grabmal einer deutschen Frau. Ihr Name ist
Eleonore Noll-Hasenclever. Sie war die beste deut-
sche und zugleich die erfolgreichste Bergstei-
gerin der Welt. Dieses lebenssprühende Bergbuch birgt
das gesammelte alpine Schrifttum dieser seltenen, mit
Pickel und Feder gleich vertrauten Frau. Es ist das Te-
stament einer den Bergen Verfallenen und zu-
gleich das erste Denkmal, das deutsche Bergfreunde
dieser Idealgestalt einer Bergsteigerin, die mit
den Bewohnern der Alpentäler, insbesondere denen Zer-
matts aufs engste verbunden war, in Deutschland errichten.
Deutschlands und Österreichs Bergsteigerelite gibt die-
sem Bergbuche, das in der ganzen alpinen Welt ein
lautes und anhaltendes Echo finden wird, das Ehrengelcit.

Illustrierten Prospekt kostenlos!

**UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
ZWEIGNIEDERLASSUNG BERLIN SW 19**

Ein Klassiker alpinen Erlebens!

**Das Erlebnis
des Hochgebirges**

Von **Oskar Erich Meyer**

Mit einem Bildnis des Verfassers

Kartoniert RM. 5.30 In Ganzleinen RM. 6.80

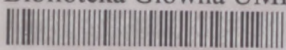
Professor Dr. Oskar
mehr. Schon sein Bu
den „Mitteilungen des
Alpenvereins“ als da
zwanzig Jahre bezeich
zwar dem Wesen nac
literarisch-stilistisch u
Erlebnis der Berge-vo
großen Bergsteigers,
zu noch stärkerer
bildlichste Verinn
und steht turmho
gefälligen alpine
geborenen“, das m
geben hat. Oskar Er
birges“ trägt uns — ins
Schilderung seiner L
Niederung des All
schmalen Königsp

Illustrierten

**UNION DEUTSCH
ZWEIGNIEDER**



Biblioteka Główna UMK



300020176597

